Objekttyp: **Issue**

Zeitschrift: **Zürcher Student : offizielles Organ des VSETH (Verband der Studenten an der ETH Zürich) & des VSU (Verband Studierender an der Uni)**

Band (Jahr): **42 (1964-1965)**

Heft 3

PDF erstellt am: **29.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

A. Z. Zürich 1

42. Jahrgang Nr. 3 Juni 1964 Achtmal jährlich

zürcher student

Offizielles Organ der Studentenschaften der Universität Zürich und der Eidgenössischen Technischen Hochschule

Redaktion:	Universitätsstrasse 18, Zürich 6 / Telefon 47 75 30	Druck und Versand:	Inserate:
Toni Lienhard / Barbara Risch (Uni) Beat Glatthaar / Martin Lerch (Poly)	Auflage 12 000 Redaktionsschluss Nr. 4: 30. Juni 1964	Tages-Anzeiger für Stadt und Kanton Zürich AG, Werdstraße 21, Zürich 4	Dr. H. Dütsch, Bahnhofstrasse 37 Zürich 1, Telephon 23 83 83

Sind wir noch Studenten?

Die Frage, ob alle Leute, die unsere beiden Hochschulen in Zürich bevölkern, nun Studenten, Studierende oder »travailleurs intellectuels« seien, und was sie — im Gegensatz oder in Uebereinstimmung dazu — sein sollten, beschäftigt momentan quer durch die studentische Selbstverwaltungshierarchie alles, was sich Rang und Bedeutung zumisst. Am Studententag der Expo debattierten die Vertreter aller Hochschulen um diese Frage — in der Anwesenheit sämtlicher Hochschulrektoren, als ob es nichts Wichtigeres an studentischen Problemen zu lösen gäbe.

Der hier folgende Erguss eines Phil.-I-Studenten zu diesem Thema war ursprünglich als Antwort auf den couleurstudentischen Artikel mit demselben Titel im letzten »Zürcher Studenten« gedacht. Er hat uns so gefallen, dass wir ihn jetzt als unkomplizierten und erfrischend fröhlichen Gegensatz zu allen so ernsten Debatten um solche Fragen an dieser Stelle unseren geneigten Lesern herzlich zur Lektüre empfehlen.

Wir könnten es beinahe noch sein, noch hätten wir die Möglichkeit dazu gehabt; unterdessen hat uns aber der Bildungsboom zu Studierenden gestempelt und damit zu »Ausbildungsbeflissenen« mit fixfertigem Berufsziel. Und dahinter steckt nicht Wissenschaft, sondern Hochkonjunktur und Industrie.

Die Zeit, die ich da für diese – wenn Sie so wollen – Gedanken verwendet habe, hätte ich für »nützlichere« Arbeit »benützen« können. Weil aber der Artikel »Aus couleurstudentischen Kreisen« im letzten »Zürcher Studenten« förmlich nach einem Echo verlangte, das doch irgendwie positiv eingestellt ist, verschwende ich sie eben – die so kostbare Zeit. Und zweitens, finde ich, sollte ein Student die Zeit nicht aus-»nutzen«, sondern sinnvoll aus-»füllen«. Die Ebenen zur Diskussion sind leider etwas verschoben, denn wie dort erwähnt, sind die Verhältnisse an der Uni nicht genau die gleichen wie am Poly. Und weiter wird mir die Zugehörigkeit zur Phil. Fak. I sowieso den Vorwurf einbringen, dass da studentisches Freiwild am Sprachrohr sei und dass wir es mit unserer weltfernen Phantasterei gut hätten, von freiem Studententum zu predigen.

Wie dem auch sei, haben doch bestimmt die wenigsten die Studienrichtung aufdiktiert bekommen. Mit Freude oder mindestens mit Interesse haben wir doch unsere Richtung gewählt und sind mit Elan ins erste Semester gestiegen. Und ins zweite und dritte? Wo ist da noch Freude? Ist sie uns abhanden gekommen wie andern etwa ein Hut oder Schirm? Oder war die anfängliche Begeisterung nur Illusion gewesen? Hat sich der jugendliche Uebermut an den ersten Anstrengungen abgekühlt oder schon totgelaufen? Es wäre eine bekannte Erscheinung, die, wenn sie sich nicht zu oft wiederholt, ungefährlich ist. Wie sind die vielen unzufriedenen Gesichter und freudlosen Gestalten zu erklären?

Ist es nicht auch so, dass der ganze Lehrbetrieb diesen Schwung gebremst und uns den Wind aus den Segeln genommen hat? Wird nicht bald Tag für Tag auf dieser Freude mit Füssen herumgetrampelt, bis sie ausgedroschen am Boden liegt? Wenn — abgesehen von den überfüllten Hörsälen — in todlangweiliger Sprache Wissen verkauft wird, das in jedem Fachbuch zu lesen ist oder das mit so ausgefallener Akribie behaftet ist, dass es ungeniessbar wird, oder dass es unserm Gedächtnis hohnlacht, solches Zeug aufzustapeln? Wie soll denn da die Freude durch die vielen Semester hindurch erhalten bleiben, wenn der Stundenplan so viel aufzwingt? Oh, wie ist doch dieser bis ins letzte ausgetüftelt, kein Jota von akademischer Freiheit mehr; höchstens noch die Viertelstunde ist geblieben, um im Dauerlauf den Saal zu wechseln!

Noch hält sich ein bescheidenes Restchen dieser Freiheit in unserer Phil. Fak. I. Aber, hier stöhnen die Studenten, weil *kein* Stundenplan vorgeschrieben ist, weil kaum einige Vorschriften das Studium begrenzen. Jeder schreit hier zu Beginn des Semesters nach Organisation, nach Richtlinien und Studienanleitungen. Die Freiheit ist hier zur Belastung, ich möchte fast sagen zur Belästigung geworden.

Wieso scheut man sich auch davor, nach einem oder zwei Semestern noch ein Fach zu wechseln? Ist es denn so schlimm, ein Semester damit zu verlieren? Ist überhaupt dadurch etwas verlorengegangen? Drängen die Eltern auf einen baldigen Abschluss? Dann ist deine Abneigung verständlich, aber schade. Bist du Stipendiat, dann mach dir möglichst wenig Sorgen damit. Studier solange du es aushältst, wenn möglich dreizehn Semester, denn es gibt keine schönere Zeit mehr in deinem Leben. Will dir einer vorwerfen, du würdest sorglos fremdes Geld verprassen? Wer blökt denn da von Sorglosigkeit? Ist es etwa ein Kinderspiel, sechs Monate mit 800 Fr. zu leben? Wenn das Zimmer dich 100 Fr. kostet! Und das Licht 4 Fr.! Und die Badebenützung 1 Fr.! Und das Handtuch 10 Rp. Und wenn nach neun Uhr abends das Spülen auf dem WC verboten ist! 20 Rp. für die Oeffentlichkeit! (Gott sei Dank ist es nur 200 m entfernt!)

Bist du Stipendiat, sei skrupellos und nutze diese Möglichkeiten; wofür würden denn alle Zeitungen von Zeit zu Zeit ihre Schlagzeile vom Schweizerkind, das studieren könne, bemittelt oder unbemittelt, in die Welt setzen, wenn es nur die nötige geistige Substanz mitbringe! Wohin denn überhaupt mit all den Neuen? Mir kommt die Uni vor wie der Stall eines Hühnerzüchters: Da gerade die Eierpreise hoch sind, hält er eben zu viele von diesen Viechern und kauft immer noch neue dazu, so dass ein Teil im Hühnerhaus wohl Eier legen, aber sich nicht niederlassen kann; Neuankömmlinge werden einfach zur Hühnerhoftüre hineinbugsiert. Platz für das anspruchslose Dasein eines Huhns bietet auch der spärlichste Graswuchs, der noch als Resultat der Ueberbevölkerung übrig geblieben ist. Nur eines wird nicht getan; der Hühnerstall wird nicht vergrössert!

Und bist du weiter Stipendiat: Uebersieh jeweils die lästige Pflicht, den Steuerzettel deiner Vorfahren bis hinab ins fünfte Glied vorzuweisen. Denk dir nichts weiteres dabei und geh unverdrossen zu Beginn jedes Semesters dein Scherflein holen, als sei es der Zahltag. Immerhin das! Verdirb dir ja nicht die Freude mit so etwas wie schlechtem Gewissen. Stell dir überhaupt Freude an erste Stelle; belege nur solche Vorlesungen, die dir Freude machen – dort aber leiste Vorbildliches! Sollte eine solche vorgeschrieben sein, die dich im Moment nicht interessiert, scher dich nicht darum, verzichte darauf; kommt sie später nochmals, belege sie dann. Wenn nicht, hast du nicht allzuviel verpasst. Ein geeignetes Fachbuch kann einen Teil davon vermitteln. Oder du sitztest hinein und hörst dir mal an, was da geboten wird; der Hunger kommt oft erst mit dem Essen!

Es steht jedem die Möglichkeit offen, sich nicht vom Stundenplan völlig versklaven zu lassen. Ein Nachmittag im Schwimmband verbracht ist doppelt so angenehm, wenn man »was« geschwänzt hat. Verleitet auch mal den eingefleischtesten »Schanzknochen« dazu. Es wird deine ganze Ueberredungskunst erfordern, das Resultat wird dich aber für alle Mühe entschädigen! Setz dir auch mal in den Kopf, die Hübsche dort zu küssen, auch wenn es dich einen zweiten Spaziergang während der Hauptvorlesung kosten sollte ... Im übrigen sei fleissig und gewissenhaft!

Schilt dich einer Parasit (Phil-Einer sind dem am meisten ausgesetzt), so pflicht ihm bei und zeig ihm mit deiner Freude am Studium, wie glücklich du dabei bist. Einem Opportunisten hat es keinen Sinn, das Gegenteil beweisen zu wollen; es würde überhaupt schwierig (oder gar unmöglich?) sein, es zu beweisen. Frag ihn, ob er dich zu einem Kaffee einlädt — und du unterhältst dich zum Dank dafür mit ihm über Autos oder Geschäftemachen. Sag ihm, wenn er dich erneut fragt, was du denn der menschlichen Gesellschaft nützlichst, ganz einfach: »Nichts!«, und was du denn einmal verdienen würdest: »Genug zum Leben!« Nimm ungeniert auch noch ein Brötchen dazu — oder besser ein Stück Torte, da du ja Parasit bist. Wenn du auch nichts hast, doch wenigstens Anstand: Biet ihm auch ein Stück an — auf seine Rechnung natürlich. Und wenn du nun genügend bewiesen hast, wie recht er hat, geh hin und freue dich deiner Freiheit!

Denk aber auch an die Bedeutung des Studenten in der Oeffentlichkeit. Lass es nicht bei der Feststellung bewenden, dass von positivem Studententum nicht viel zu sehen sei. Es könnte doch eine Gelegenheit geben, wo du deinen verborgenen, durch alle Stundenpläne und Vorschriften abgetöteten Enthusiasmus entwickeln kannst. Dass du aber nicht zuallererst auf den Wanderpreis für das dümmste Votum spekulierst; der Spekulanten darauf sind schon zu viele!

Studenten sind — nach Immermann —
»die dümmsten Viecher auf der Erden
und Burschenschaften Lämmerherden«.
(zitiert aus Band II vom Roman

»Die Epigonen«, Seite hundert).
Solch Urteil macht uns momentan fast wanken;
man kratzt sich irgendwo und wundert
sich über solch abscheuliche Gedanken.

Indessen schieben sich durch Gänge
unendliche Studentenmassen;
die Alma mater, auf die Länge,
kann kaum die ganze Herde fassen.

Und will da einer bei der Lage
das Gegenteil von ersterem beweisen,
muss ich ihn förmlich auf die Sage
vom positiven Studententum verweisen.

Es tönt, wenn ich etwas vermessen bin, ein wenig nach Erich Kästner; was will man aber, wenn man an Stelle der dritten Mahlzeit die Lektüre von Kästner-Versen eingeführt hat, zur Hauptsache aus finanziellen Gründen. Die heutige Gesellschaft in ihrer Uebernährung täte vielleicht gut daran, ab und zu auch diese Menu-Variante zu wählen; nicht nur wegen des Schmerbauchs ...

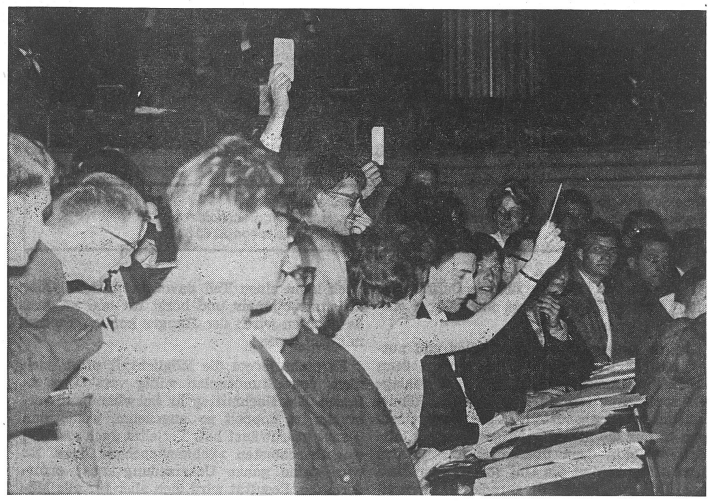
Knaus Jakob Stud. phil. I.

HABEN DIE WOHL KEINE BADEHOSE?

Der Fingerzeig

Das Schweigen!
Das Schweigen?

Alvar Aalto im Kunsthaus	3
DIAMAT	4
Ergraut im Dienste des »Zürcher Studenten«	5
Echo	7
Aktuell	9
Theater	9
Das Bühnenbild nach 1945	11
Seite der Wissenschaft	13



Der Hohe Delegiertenconvent (HDC) der ETH bei einer Tagung

Die »Schweizerische Rückversicherungsgesellschaft« baut uns ein Studentenhaus

Im letzten »Zürcher Studenten« konnte man unter »News, facts and gags« eine kurze Notiz über die Schenkung einer Versicherungsgesellschaft zugunsten der Studenten Zürichs lesen; dazu nun die Details! Anlässlich des 100. Jubiläums der »Schweizerischen Rückversicherungs-Gesellschaft« wurde, wie es so üblich ist, eine Anzahl grösserer Vergabungen gemacht. Der Löwenanteil fiel ausgerechnet den Studentenschaften der Uni Zürich und der ETH zu! Dass diese Tatsache absolut nicht selbstverständlich ist, konnten die drei eingeladenen Studentenschaftsvertreter aus dem Munde von Herrn Generaldirektor Dr. Gisenring erfahren.

Seinen Darlegungen war zu entnehmen, dass man davon abgekommen war, karitative und kulturelle Institutionen und Organisationen allein mit einem grosszügigen Geschenk zu beglücken, im Bewusstsein, dass eben die heutige Jugend morgen die Träger von Kultur und Staat sein wird. Dass es aber dieser studierenden Jugend Zürichs nicht immer glänzend geht, wussten die Herren der »Schweizerischen Rückversicherungs-Gesellschaft« aus eigener, allerdings weiter zurückliegender Erfahrung, und der Entschluss der Gesellschaft, den beiden Studentenschaften Zürichs zwei Millionen Franken zum Bau eines Studentenhauses zu schenken, spricht für die richtige Einschätzung der so lähmenden Wohnungsnot.

Bei der Erläuterung der technischen Probleme durften wir mit Freude feststellen, dass es offensichtlich möglich ist, in positivem Sinne eine Zusammenarbeit von Staat und Privatwirtschaft zu erreichen! Die verantwortlichen Leute der Gesellschaft waren sich einig, dass die zwei Millionen voll zum Bau des Hauses benützt werden und nicht schon durch den Ankauf des Baugrundes verzehrt werden sollten. Nachdem mit der Stadt Zürich Verbindung aufgenommen worden war, zeigte sich, dass sie der Versicherungs-Gesellschaft in der Nähe der Klinik Hirslanden zwei Parzellen im Baurecht (was für uns praktisch heisst: gratis!) überlassen konnte. Eine weitere wichtige Frage betraf das Vorgehen, das zum Bau des Studentenhauses eingeschlagen werden sollte. Es boten sich die Möglichkeiten via Bund, Kanton und Stadt das Haus im Rahmen eines staatlichen Gesamtplanes zu erbauen, oder aber in eigener Regie die Errichtung voranzutreiben. Es schien, dass die Herren der Geschäftsführung die Langsamkeit der staatlichen Mühlen kennen, denn sie zogen es vor, selbst Bauherr zu sein und den Studentenschaften nach vollendetem Werk die Schlüssel zu übergeben! Dass auf diese Weise und mit solcher Grosszügigkeit ein leuchtendes Beispiel geboten wird, das hoffentlich in den Kreisen der Privatwirtschaft als Initialzündung wirkt, ist kaum mehr weiter zu begründen.

Der Dank der freudig überraschten drei Studenten war deshalb auch sicher echt und wird von allen Studierenden Zürichs geteilt.

Herbert Link, Quästor VSETH

Die Sommer-GV des VSS

Im sommerlich wirkenden Ascona versammelten sich die Studentenvertreter aller Universitäten zur Erledigung einer reichen Traktandenliste.

Im Tätigkeitsbereich »Soziales« wurden die allgemeinen Aufgaben zugunsten der Beteiligung an der Expo zurückgestellt. Die ausserordentliche Zusammenkunft im Rahmen des Studententages an der Expo diskutierte nach der Arbeit der Seminare von Dürrenäsch und Leysin anhand einer Grundsatzentschliessung (vgl. an anderer Stelle dieser Ausgabe), welche bekanntlich grosse Wellen schlug. Weiterverfolgt wird die Projektierung einer gemeinsamen Krankenkasse, an welcher sich die Uni Zürich und der VSETH vorläufig nicht beteiligen, da ihre Beitragsbedingungen als ausserordentlich günstig zu bezeichnen sind.

Im Gebiet der internationalen Tätigkeit stand die Diskussion über die beiden internationalen Studentenorganisationen ISC (International Students Conference) und IUS (International Students Union (rötlich bis rot) im Vordergrund. Da die Sitzung der Commission Internationale bei »huis clos« tagte, muss ich mich auf diese Andeutung beschränken.

Ein rechtliches Problem stellt sich nun in der Regelung der Beziehungen zwischen dem VSS und den nationalen Fach- und Fakultätsorganisationen. Von der Assoziierung bis zur vollen Integration werden alle Möglichkeiten diskutiert. Die weiteren internen Probleme (Minorität der Welschschweizer Lektionen, Divergenzen in der Grundhaltung) wurden bewusst hintangestellt, um die Atmosphäre nicht zu vergiften.

Die Gastfreundschaft unserer Tessiner Kommilitonen war deren Charakter entsprechend herzlich und gediegen.

Stöffy Erhardt, Präsident des VSETH

Das Schaf

Man schlachte einen gutgewachsenen Schafbock. Innen und aussen wird das Fleisch mit Adolf's einmassiert, damit es schön zart wird. Hierauf wird es mit einer Sauce aus Oel, ½ Tube Senf, dem Saft von 2 Zitronen und reichlich Majoran imprägniert.

Das Tier wird nun an einem Spiess, wofür sich Armierungseisen vorzüglich eignet, so befestigt, dass es sich mit der Stange über zwei Astgabeln drehen lässt. Gebraten soll nur über der Glut eines grossen Feuers werden, da Flammen das Fleisch anbrennen würden. Von Zeit zu Zeit ist das Ganze mit obiger Sauce neu zu bestreichen.

Es empfiehlt sich sehr, ein ganzes Fass Bier zu servieren, da mit einer beträchtlichen Hitzeentwicklung zu rechnen ist.

Bis zu 45 Personen können satt werden, wenn das Tier ausgeschlachtet ca. 20 kg wiegt. ML

Die goldene Uhr
Ecke Bärengasse / Bahnhofstrasse
— Symbol für Uhren-Beyer

Eine Uhr von Beyer als Geschenk

Weshalb von Beyer?
Weil er unter den berühmten Markenuhren die grösste Auswahl bietet und weil er gleichermassen führend ist in antiken Uhren wie modernen Zeitmessern.

IWC

Herren-Armbanduhr automatisch, Edelstahl Fr. 432.—
18 Kt. Gold Fr. 840.—

UHREN BEYER

CHRONOMETRIE SEIT 1760

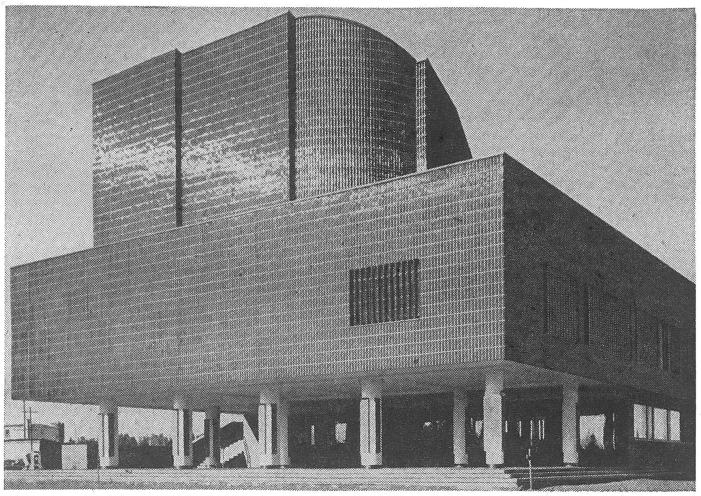
Bahnhofstrasse 31, Zürich

Etwa 80 verschiedene Berufe wirken bei der Schaffung eines neuen chemischen Produktes mit. Nicht nur der Chemiker, sondern eine grosse Arbeitsgemeinschaft steht ihm zu Gevatter. Allein in Forschung und Produktion beschäftigt die J. R. Geigy A.G. wissenschaftliche und technische Spezialisten aus zwei Dutzend Sparten. Neben den Chemikern aller Richtungen stehen Mediziner, Pharmazeuten, Apotheker, Biologen, Bakteriologen, Botaniker, Zoologen, Entomologen, Agronomen und Ingenieure mehrerer Disziplinen. Hinzu kommen Volkswirtschafter, Betriebswirtschafter und Juristen und weitere Leute mit Ideen, Sprachkenntnissen und Sinn für Team-work.
Eine solche Arbeitsgemeinschaft gewährleistet auch für die Zukunft neue Spitzenprodukte auf den Gebieten der Pharmazeutik, der Farb- und Gerbstoffe, verschiedener Industriechemikalien und der Schädlingsbekämpfung.

J. R. Geigy A.G., Basel

A19

Geigy



Rathaus Seinäjoki

Alvar Aalto im Kunsthaus

Ein Ereignis, das nicht offiziell in den »Rahmen der Juni-Festwochen« gesetzt wurde, an sich selber aber festlich ist und viel Festlichkeit ausstrahlt, ist die Ausstellung der Architektur Alvar Aaltos im Kunsthaus. Unter den Pionieren, den grossen Schöpfern der modernen Architektur ist der Finne Aalto der jüngste (geboren 1898— zum Vergleich: Frank Lloyd 1887) und derjenige mit der geringsten Publizität: Vor weniger als einem Jahr wurde Aaltos Werk zum erstenmal im Zusammenhang publiziert (»Alvar Aalto 1922—1962«, Verlag Girsberger, 272 S. mit 500 Abb., Preis 65 Fr.). Denn Aalto hat weder Manifeste veröffentlicht noch eine Architekturtheorie ausgedacht. Er ist derjenige unter den grossen modernen Architekten, der Goethes Anweisung »Bilde Künstler! Rede nicht!« am strengsten befolgt hat. Wenn man ihn nach Grundsätzen und Prinzipien seiner Architektur fragt, antwortet er:

»Ich baue«

In diesem einfachen Ausspruch steckt der Kern von Aaltos Architektur, der Grund, warum einem um diese Kunst ganz einfach froh und wohl wird. Aaltos Bauten werfen einen nicht um, ja sie fordern einen nicht einmal auf, »Ah!« und »Oh!« zu rufen, sie verlangen nicht mit selbstgefälligen Gebärden, dass man sie bewundere; trotzdem ist diese Architektur grossartig und reich, repräsentativ und prunkvoll sogar. Sie verbirgt sich keineswegs. Jeder Bau scheint selbstbewusst-selbstverständlich zu sagen, was Aalto 1933 bei einem Kongress in Athen, als er unaufgefordert die griechische Architektur erklärte, auf die Frage, wer er denn überhaupt sei, geantwortet haben soll: »Nun, das bin ich!«

Auch in diesem Wort steckt wieder jene Natürlichkeit, die für uns von modernen Genialitäten und Verrücktheiten überschüttete Mitteleuropäer so erlösend ist. Hier baut wieder einmal einer, nicht um seine Originalität zu verkünden, sondern aus Hingabe an die Sache, oder etwas altertümlich gesagt: aus wahrer Menschenliebe. Die Liebe zur Aufgabe durchdringt alles, was Aalto baut, und daher bekommt seine Architektur wohl so etwas Gelöstes und Undogmatisches. Jeder Bau steht da, als wäre er aus dem Boden gewachsen, als könnte er gar nicht anders sein. Bei Aalto gibt es wieder jene unkomplizierte Einheit von Landschaft und Architektur, wie man sie früheren Zeiten nachrühmt und in der Moderne für verloren geglaubt hat.

Jeder Aalto-Bau steht frisch wie die Schöpfung am ersten Tag vor uns. Das kommt wohl daher, dass Aalto jede Aufgabe völlig ursprünglich von ihren Notwendigkeiten und Bedingungen her angeht. Er baut nicht, um ein prächtiges Bauwerk gebaut zu haben, das hernach alle Architektur-Photobücher bevölkert, sondern er baut für die Menschen, die in seinen Häusern wohnen oder arbeiten, die sie betreten, in ihnen bleiben, denken, diskutieren, geniessen, die gutes Licht und eine frohe Atmosphäre haben sollen. Und darum baut Aalto nie nach Schema, sondern genau so, wie er es in jedem einzelnen Fall als am richtigsten und dienlichsten erkennt. Unvoreingenommen löst er so jede Aufgabe von ihrem Inhalt her; das will nicht heissen funktionalistisch, sondern umgekehrt: er verwandelt die Funktion in Poesie. Dass Funktion und Form bei Aalto ganz dasselbe werden, das ist gerade seine grosse künstlerische Leistung, mit der er in unserem Jahrhundert einer der wenigen ist, die an die Seite der Grossen der europäischen Tradition treten dürfen.

Beispiele

Berühmt ist der Fall der Zellulosefabrik Sunila (Bauzeit 1936—39) mitten in der finnischen Seenplatte. Bauplatz war eine bucklige Felseninsel. Die Ingenieure hatten aber den Produktionsprozess für eine Fabrik in der Ebene entworfen und verlangten, dass der ganze Hügel abgetragen werde. Aalto studierte gründlich diesen Produktionsprozess und sah, dass er sich wesentlich vereinfachen lasse, wenn er sich statt in der Horizontalen in der Vertikalen abwickle. Er baute die Fabrik dann unter Ausnützung des Felshügels so, dass das Rohmaterial durch ein Förderband zuoberst auf einen Turm gebracht wird und dann stufenweise abwärts verarbeitet wird. Das Produkt wird dann zuunterst, am Fuss des Bergs, gleich in die Schiffe verladen.

Ein anderes Beispiel für dieses unvoreingenommene Angehen der Aufgabe zeigt das Produkt des Museums Aalborg in Dänemark: Alvar Aalto weiss, was für ein Licht angenehm ist, was für eines verletzt. Man muss die Wohltat des »Aalto-Lichts« erfahren haben, um zu wissen, was für eine Barbarei der grelle Neonterror ist, der immer beängstigender um sich greift. Beim Museum Aalborg nun ging es Aalto darum, die Ausstellungsobjekte in ein möglichst natürliches, schattenwerfendes, aber nicht grelles Licht zu setzen. Das übliche, einfache Glasdach mit darunter gebauten Sonnenblenden – wie etwa beim neuen Zürcher Kunsthaus – bringt kein solches Licht zustande, sondern schafft jene gleichmässig sterile Helle, in der man zu schwimmen beginnt, weil sie den Raum seiner Räumlichkeit beraubt, und die die ausgestellten Kunstwerke wie ein Konservierungsmittel umgibt und gleichsam in Distanz, hinter Glas setzt. Mit einer ungewöhnlichen Deckenkonstruktion – man kann sie in der Ausstellung auf den Originalplänen bewundern – erreichte Aalto eine Beleuchtung, die auf die Objekte mehr Licht gibt als auf die Betrachter und die, obwohl sie indirekt ist, die Lebendigkeit des natürlichen Tageslichts bewahrt.

Aaltos Wandlungsfähigkeit

Weil Aalto alles so anpackt, wie es die Sache und nicht irgendeine Lehre verlangt, versteht man jetzt, dass Aalto selbst seine Architektur nicht dozieren kann. Und weil »Aalto« keine Doktrin ist, ist er auch schwer auf eine Formel zu bringen, ist es überhaupt schwer, etwas über ihn zu sagen. Denn Aalto ist immer wieder anders; keine Vokabel kann auf ihn je zutreffen. Er schöpft immer neu aus dem Ursprung. Und darin liegt seine erstaunliche Wandlungsfähigkeit begründet. Was »Mies«, »Corbusier«, »Gropius«, »Wright« ist, das kann man sich einprägen. Um sich Aaltos Architektur zu vergegenwärtigen, ist eine ganze Fülle von Vorstellungen nötig; denn Aalto baut jedesmal eine neue Welt, eine neue Vollendung. Man denke nur, wie verschieden Aalto dieselbe Aufgabe – eine Herrschaftsvilla für einen Kunstsammler – in verschiedener Umgebung gelöst hat: im finnischen Föhrenwald die Villa Mairea, in der französischen Parklandschaft die Maison Carr. Beide Male ist die vollkommenste Harmonie mit der Landschaft erreicht; es wäre undenkbar, die beiden Häuser auszutauschen; jedes ist für seinen individuellen Platz geschaffen.

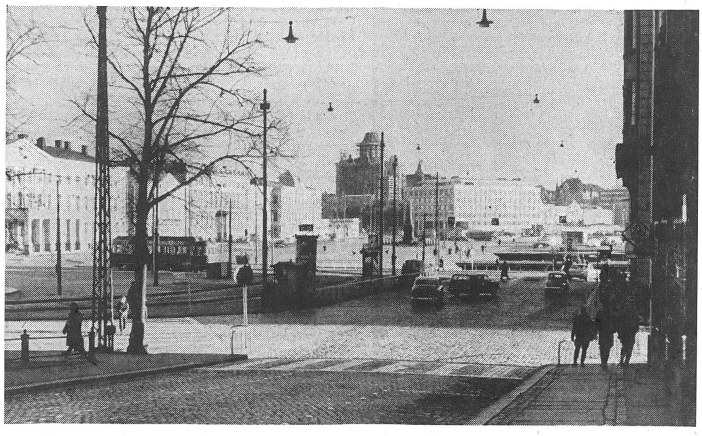
Einige Beispiele sollen diese Wandlungsfähigkeit Aaltos noch verdeutlichen: Das herrliche, mit blauen Kacheln verkleidete *Rathaus von Seinäjoki* gehört zum Zentrum einer Stadt von etwa 4000 Einwohnern. Wenn man bedenkt, dass bald jeder Vorort von Zürich mehr als 4000 Einwohner hat, mag man sich ob der repräsentativen Pracht dieses Gebäudes wundern. Der Sinn für Repräsentation der Gemeinschaft ist aber eine allgemein finnische Eigenart: In einem Land, das so gross ist wie Frankreich, aber nicht mehr Einwohner hat als die Schweiz, ist es ein seltenes Ereignis, wenn man wieder einmal an einen Ort kommt, wo 4000 Menschen beisammen sind. In den unendlichen Wäldern Finnlands, wo man nicht immer wieder gleich den nächsten Kirchturm sieht, hat die menschliche Gemeinschaft einen noch viel elementareren Wert als bei uns. Aalto hat diesem Gemeinschaftssinn wunderbar Ausdruck gegeben: Dem Bau sind die Würde und die Pracht eines mittelalterlichen Rathauses eigen. Er ist gross und schön, aber nicht bedrohlich, sondern froh und liebenswürdig. Ich komme immer wieder auf dasselbe Wort zurück: wahrhaft festlich.

Viel Sinn für gute Repräsentation zeigt auch das *Verwaltungsgebäude Enso-Gutzeit* am Hafen von Helsinki. Hier manifestiert sich Aaltos Gabe, sich in eine bestehende Bebauung einzupassen, besonders schön. Der Bau steht am Ende einer vornehmen, klassizistischen Häuserfront. An diesem Platz hat Aalto auf alle Rundungen und Kurven (»aalto« heisst im Finnischen übrigens: Woge, Welle) verzichtet und einen gestrengen Quader, marmorverkleidet, mit quadratischem Fassadenraster hingestellt. Dimension und Proportion sind ganz auf die bestehende Bebauung bezogen, auch Material und Farbe passen sich vollkommen zu ihr. Dabei verleugnet sich der Neubau aber keineswegs; auch er sagt selbstbewusst: »Nun, das bin ich!« und hüllt sich nicht in ein falsches historisches Kleid. So gewinnen der alte Platz, die alte Bebauung durch das neue Werk und dieses umgekehrt durch die Altbauten. Der Bau ist eines der Vorbilder dafür, wie in einer historischen Umgebung neu gebaut werden kann.

Ein Werk, das an der Austsellung im Kunsthaus besonders gut zur Geltung kommt und das uns auch besonders interessieren dürfte, ist das *Opernhaus Essen;* in Zürich sind ja gegenwärtig zwei Theaterneubauten geplant. Das grosse Innenraummodell (vgl. auch die Abbildung in NZZ Nr. 2459 vom 6. Juni 1964) zeigt, wie man heute einen Theaterraum schaffen kann, dem nicht die Kälte und stimmungslose Nüchternheit der modernen Grosskino-Theatersäle eigen ist, sondern der die Vornehmheit und gediegene Festlichkeit der barocken Theaterräume besitzt.

Das Hauptstück der Ausstellung ist aber zweifellos das Modell des neuen *Stadtzentrums von Helsinki.* Was man auf diesem Modell sieht, wird gebaut werden, ist nicht einfach ein Vorschlag. Die Stadt Helsinki hat den Plan Aalto in Auftrag gegeben, bevor der alte Stadtkern bis zum Ersticken überflutet wurde und bis zur Unbehaglichkeit vom Verkehr belagert war. Das neue Zentrum schliesst sich unmittelbar an das historische an. Auch hier kommt der Sinn der Finnen für Repräsentation und städtischen Gemeinschaftssinn wieder gültig zum Ausdruck, in einer Weise, zu der sich das ganze Volk bekennt. Gerade mit diesem Projekt nämlich ist Aalto in Finnland zu so etwas wie einem nationalen Gut geworden, hat er für die Finnen eine Bedeutung bekommen wie etwa Gottfried Keller oder Jeremias Gotthelf für uns.

schi



Modell für das neue Zentrum von Helsinki: In der Mitte gut erkennbar der zentrale Platz, der aus drei abgestuften Terrassen besteht. Unter den Terrassen befinden sich Parkplätze, die in direkter Verbindung mit den Hauptverkehrslinien stehen (Autobahn quer durch das Bild von unten nach oben). In der Stirnseite jeder Terrasse befinden sich Ladenfronten. Rechts dann dem See entlang die öffentlichen Gebäude: Theater, Museen, Bibliotheken, Restaurants. Hinter dieser Gebäudereihe mit dem spitzen Turm: das schon bestehende Nationalmuseum, links davon auf dem Hügel, ebenfalls schon bestehend: das Reichstagsgebäude. Im Hintergrund dann am Uebergang zum alten Stadtzentrum (Mannerheimintie) ein neues Geschäftsviertel mit Hauptpost links und Hauptbahnhof (ganz links nicht mehr auf dem Bild) sowie Busbahnhof (im Hintergrund nicht mehr sichtbar). Die Fläche links der Autobahn ist Bahngebiet, diejenige rechts See.

Grösste Sorgfalt in jeder Produktionsstufe

- Druckfertigmachen des Manuskriptes durch Spezialisten
- Nur erstklassige Maschinensetzer mit langjähriger Erfahrung in wissenschaftlichem Satz
- Ueberdimensionierte Korrekturabteilung: Vier Korrektorinnen auf sechs Maschinensetzer, deshalb hervorragend korrigierte Korrekturabzüge

erspart Ihnen viel unnötige Vorbereitungs- und Korrekturarbeit und macht uns weit und breit zur preiswertesten Spezialdruckerei für Dissertationen

VERLAG P. G. KELLER WINTERTHUR
Büro nur in Zürich-Witikon:
Im Brächli 15–17
051 34 96 66, 47 22 24 und 24 10 03

THEATER am HECHTPLATZ
Hechtplatz 7, am Limmatquai beim Bellevue
Telephon 34 32 34 ab 15 Uhr

Ende der Spielzeit 1963/64

Herzlichen Dank für Ihr Interesse und Ihren Besuch. Auch in der kommenden Saison zählen wir auf Zürichs Studenten: Das Kabarett braucht die Unterstützung der akademischen Jugend.

Für elektrische Rasierapparate gehen Sie am besten ins Spezialgeschäft mit der großen Auswahl und dem eigenen Reparaturservice

Electras im Zentrum von Zürich Talacker 34 (Kaufleute), Tel. 27 61 44

Electras

PNEUS
PNEUS
PNEUS
PNEUS

zu

günstigen Preisen
Gratismontage
Auswuchten

PNEUHAUS W. H. KLEINHEINZ
Culmannstrasse 83
(hinter Hotel Rigihof)
ZÜRICH 6/33 TEL. 28 37 15

DIAMAT – Dialektischer Materialismus

Erfreulicherweise beginnt sich auch bei uns allmählich die Erkenntnis durchzusetzen, dass eine sture, kategorische Ablehnung sämtlicher Kontakte mit dem Osten zu nichts führt, zumindest bloss zu einer Aufweichung unserer scheinbar geschlossenen Front auf Gebieten, welche die Kommunisten selbst bestimmen und dabei oft mit wenig Mühe entweder leicht gewonnenes Spiel haben oder aber den Westen in äusserst peinliche Situationen manövrieren (Osthandel, kulturelle und sportliche Kontakte usw.). Gezielte kleinere und grössere Attacken unsererseits hingegen bleiben im allgemeinen aus, obschon sie die sowjetische Position sicherlich empfindlicher treffen würden als die derzeitige heroische Haltung, die leider besonders einen grossen Teil der deutschsprachigen Schweiz auszeichnet. Das marxistisch-leninistische Lehrgebäude ist nämlich keineswegs derart vollkommen und unverletzlich (wie es das zwar von sich selber immer behauptet), dass es nicht an entscheidenden Punkten mit gutem Recht kritisiert und angegriffen zu werden vermöchte. Ein solches Vorgehen setzt allerdings – neben einer gehörigen Portion Zivilcourage – eigene Initiative, Kenntnis der philosophischen Grundlagen des heutigen Kommunismus und vor allem auch geistige Beweglichkeit voraus, alles Eigenschaften, die mehr von jedem unter uns verlangen als die landesübliche blosse antikommunistische Grundbestimmung, die sich von Zeit zu Zeit aufs schönste in wütenden Tiraden gegen sämtliche östlichen Kontakte und deren Befürworter äussert. Ganz abgesehen davon, dass sich auch hinter dem eisernen Vorhang nicht ausschliesslich kommunistische Funktionäre, sondern vorwiegend auch Menschen wie wir befinden, die einer ständigen propagandistischen Bearbeitung unterworfen sind und sich daher nach Kontakten und Gesprächen mit dem Westen sehnen. Gerade in den um ihre nationale Eigenständigkeit kämpfenden westlichen Satelliten der Sowjetunion ist dieses Bedürfnis besonders gross. (Als Beispiel sei hier nur an den grossen Erfolg erinnert, den das »Journal de Genève« bei seiner Austauschaktion mit einer polnischen Tageszeitung hatte.) Es wäre deshalb ein Gebot der Klugheit und endlich an der Zeit, unsere jetzige Haltung zu überprüfen und zu einer beweglicheren und differenzierteren Behandlung dieser Probleme überzugehen.

Das Hauptproblem in der geistigen Auseinandersetzung mit unserem weltgeschichtlichen Partner bildet dabei das Verständnis des Kommunismus auf die Art, wie er verstanden werden will. Erst wenn man ihn so verstanden hat, wie er sich verstanden wissen will, kann man seinen Gehalt prüfen, untersuchen, wieviel Weisheit oder Unsinn in seiner Lehre steckt. Da nun aber der Kommunismus uns auf Grund seines Wesens nie so zu verstehen vermag, wie wir uns verstanden wissen wollen, müssen wir uns in seine Welt vertiefen, in seine philosophische Haut schlüpfen, um ihn kennenzulernen und in ein fruchtbares Gespräch mit ihm zu kommen. Dabei haben wir uns insbesondere vor einer sturen und undifferenzierten Ablehnung zu hüten, da wir ihm dadurch selber viele Gegenargumente in die Hand spielen. Immerhin baut der dialektische Materialismus auf den Lehren von Kant, Hegel und Fichte auf, so dass er auch auf philosophischem Gebiet nicht unterschätzt werden darf. Wir müssen die Teilwahrheiten, die darin stekken, herausgreifen und den Rest ablehnen und wohldurchdacht zu bekämpfen oder zu widerlegen suchen.

Die vorliegende Arbeit beruht in grossen Zügen auf Notizen von einem Seminar über dialektischen Materialismus, das vom Verband Deutscher Studentenschaften (VDS) in Zusammenarbeit mit dem Bundesministerium für gesamtdeutsche Fragen im Februar 1964 in Berlin durchgeführt wurde. Die fast ausschliesslich deutsche Zuhörerschaft brachte es mit sich, dass gewisse Vorträge eher auf spezifisch deutsche Verhältnisse zugeschnitten waren. Immerhin sind gerade die Ausführungen über den historischen und dialektischen Materialismus von derart allgemeinem Interesse, dass sie auch in der Schweiz lesenswert bleiben.

Zur Ergänzung der Notizen war eine vertiefte Lektüre der zugehörigen Fachliteratur notwendig, die dem Leser ebenfalls dringend empfohlen wird. Besonders nützlich sind dabei folgende Bände: G. A. Wetter, Sowjetideologie heute (Fischer Bücherei Band 460), G. A. Wetter, Philosophie und Naturwissenschaft in der Sowjetunion (rde Band 67), J. M. Bochenski, Der sowjetrussische dialektische Materialismus (Dalp Band 325 D). Als offizielle kommunistische Quellen dienten: Grundlagen der marxistischen Philosophie, Dietz Verlag Berlin (GMPh). Grundlagen des Marxismus-Leninismus, Dietz Verlag Berlin (GML).

Max Lehmann

Grundzüge des dialektischen Materialismus

Der dialektische Materialismus (oft wird dafür als Abkürzung bloss Diamat gesetzt) ist die theoretische weltanschauliche Grundlage des Kommunismus, der seinerseits überzeugt ist, *das* wissenschaftliche Phänomen der Weltgeschichte zu sein. Wer deshalb gegen den Diamat revoltiert, kämpft in den Augen der Kommunisten zugleich und zuerst gegen Vernunft und Wissenschaft. Im Gegensatz zum historischen Materialismus sucht der dialektische Materialismus mehr darzustellen als eine blosse Lehre von der Geschichte: er will eine Theorie sein, welche die gesamte Wirklichkeit umfasst, Antwort auf die letzten Fragen gibt. Mit eigenen Worten bezeichnet er sich als die »erste wissenschaftliche Philosophie der Weltgeschichte«, die als Frucht einer geschichtlichen Notwendigkeit von Marx und Engels geschaffen wurde. (Allerdings nicht nur in rein evolutionärer Weiterentwicklung des menschlichen Denkens, sondern durch eine wahre Revolution in der Geschichte der Philosophie.) Alle früheren Philosophen werden dabei bloss als Vorstufen betrachtet, wobei vor allem die französischen Enzyklopädisten und Feuerbach als Materialisten und Hegel als Begründer der Dialektik anerkannt wird.

Aufgaben der Diamat

Nun zu den Aufgaben des Diamat, wie er sie sieht. Er hat erstaunlicherweise nicht in erster Linie zu suchen und zu enthüllen – was sonst etwa als ein Hauptanliegen der Philosophie angesehen wird –, sondern Instrument, Werkzeug und geistige Waffe in der Hand des Proletariates und seiner »Avantgarde«, der kommunistischen Partei, zur revolutionären Umgestaltung der Welt zu sein. Schon Marx sagte zu diesem Punkt: »Die Philosophen haben die Welt verschieden interpretiert, es kommt aber darauf an, sie zu verändern.« Der Diamat soll daher vor allem die Zielsetzung des Proletariats und damit der Partei legitimieren, untermauern und rechtfertigen (solche Rechtfertigungsversuche der Interessen einer gewissen Gruppe nennt man Ideologien). Es ist das Verdienst von Marx und Engels, als erste durchschaut zu haben, dass es keine neutrale, unparteiische Philosophie geben kann, dass jede Weltanschauung durch die herrschenden politischen Interessen gelenkt und gestützt wird, dass somit keine Philosophie existiert, die ausserhalb des Klassenkampfes und der sozialistischen Interessen entwickelt und begriffen zu werden vermöchte; und da der Diamat aus den Interessen der Prolerarier in ihrem Befreiungskampf geboren und geworden ist, also eo ipso die Parteilichkeit dieser sozialen Gruppe in sich trägt und verkörpert, vermag er auch nur aus diesem Standpunkt verstanden zu werden.

Wie steht es nun indessen mit der wissenschaftlichen Wahrheit, wie ist diese mit der Parteilichkeit des Diamat zu vereinbaren? Die Frage wird mit brutaler Einfachheit gelöst. Weil ja jede Philosophie von speziellen Interessen gelenkt und getragen wird, also eo ipso parteiisch ist, kommt es nur darauf an, die richtigen Interessen zu definieren und zu vertreten. Hier entscheidet aber ein wichtiger Identitätssatz, dass die proletarischen Interessen und die Wahrheitsinteressen zusammenfallen. Die Herleitung sei hier nur ganz kurz angedeutet: Da nach Marx die Proletarier ja bekanntlich die Klasse der Zukunft sind, fallen die Interessen der Proletarier (Sieg des Sozialismus!) mit dem objektiven Gang der Geschichte zusammen. Im Gegensatz zu allen bisherigen Klassen, die ihre Ideologie für den Ausdruck der Interessen der ganzen Gesellschaft hielten, dahinter aber ihre eigenen egoistischen Klasseninteressen verbargen, strebt nach der kommunistischen Theorie der Revolutionskampf des Proletariates nicht nur nach der Befreiung der eigenen Klasse, sondern überdies nach der Abschaffung der Aufspaltung der Gesellschaft in Klassen und der daraus resultierenden Ausbeutung überhaupt. Damit leistet diese Klasse erstmals das, was bisher alle aufsteigenden Klassen zu leisten bloss vorgaben: sie vertritt die Interessen der gesamten Gesellschaft, und somit bringt die Ideologie des Proletariats nicht ausschliesslich die Interessen der eigenen Partei zum Ausdruck, sondern zugleich diejenigen der ganzen Menschheit. »In der sozialistischen Ideologie des Proletatiates ist ihr *Klassen*inhalt seinem Wesen nach zugleich *allgemeinmenschlich,* da mit dem Proletariat erstmals in der Geschichte eine Klasse auftritt, die konsequent und bis zu Ende revolutionär und frei von Klassenbeschränktheit ist und deren geschichtliche Mission in der Schaffung der klassenlosen Gesellschaft besteht.« (GMPh) Aus diesem Satz folgt mit Leichtigkeit, dass diejenige Philosophie, die aus den proletarischen Interessen herausgewachsen ist, automatisch die Wahrheitsinteressen vertritt. Und wenn sie schon die Wahrheit vertritt, so *ist* sie auch Wahrheit. Die Parteilichkeit, die jeder objektiven Wahrheitssuche auf krasseste Weise widerspricht, ist also in den Augen der Kommunisten durchaus kein Nachteil, sondern man muss sich im Gegenteil zum Erfassen einer objektiven Sachlage sogar bedingungslos auf den subjektiven Standpunkt der proletarischen Klasseninteressen stellen. (»Wissenschaftlichkeit und Parteilichkeit sind eine Einheit.«) Wohl wird anerkannt, dass es nur *eine* Wahrheit gibt, doch wird andererseits gesagt, dass die Stellung der Menschen und der Gesellschaft zur Wahrheit nicht objektiv sei. Die erste Gesellschaftsklasse in der Geschichte der Menschheit aber, der alle Wahrheiten dienen, sei die Arbeiterklasse. Auch in dieser Aussage steckt verschlüsselt der Identitätssatz. Wie gross der Glaube in diese Weltanschauung wirklich ist, beweist folgendes Zitat: »Die marxistische Weltanschauung gibt erstmals in der Geschichte der Wissenschaft ein von subjektiver Willkür freies Ethos, das für sie als Arbeitsgrundlage dient.«

Von der subjektiven Betrachtungsweise sind einzig folgende Wissenschaften ausgeschlossen: Logik (sowohl die moderne mathematische wie auch die traditionelle formale Logik werden heute vom Diamat vollständig anerkannt), Mathematik, experimentelle Physik und seit Stalins Linguistikbriefen auch die Grammatik. Alle andern Wissenschaften bleiben interessengebunden.

In diesem Zusammenhang mag erwähnt sein, dass der Titel »Objektivist« im kommunistischen Sprachgebrauch als Schimpfname für Leute gebraucht wird, die keine Interessen vertreten.

Wie schon der Name zeigt, beruht der dialektische Materialismus als Weltanschauung auf zwei verschiedenen Prinzipien: einerseits auf dem Materialismus und anderseits auf der Dialektik. Wir wollen uns deshalb anschliessend etwas näher mit diesen beiden Grundbegriffen auseinandersetzen, da sie zu einem einigermassen seriösen Verständnis des Diamat absolut unerlässlich sind.

Die Materie und ihre Eigenschaften

Vorerst seien kurz *die Materie und ihre Eigenschaften* behandelt. Die Leninsche Materiedefinition lautet folgendermassen: »Die Materie ist eine philosophische Kategorie zur Bezeichnung der objektiven Wirklichkeit« sowie »Die Materie ist das, was durch seine Wirkung auf unsere Sinnesorgane die Empfindung erzeugt; die Materie ist die objektive, uns in der Empfindung gegebene Realität.« Die Materie existiert also unabhängig und ausserhalb vom Bewusstsein. Es zeigt sich jedoch hier schon deutlich, dass es eine deutliche und saubere Definition gar nicht gibt; denn fragt man danach, was die Materie sei, lautet die Antwort: Materie ist Nichtbewusstsein. Was aber ist Nichtbewusstsein? Nichtbewusstsein ist Materie. Dies Spiel lässt sich beliebig oft wiederholen, womit ein Circulus vitiosus, dem der Diamat nicht zu entrinnen vermag, geschlossen ist.

Die Eigenschaften der Materie werden in folgenden Sätzen festgelegt:

1. Die Materie ist ewig, unendlich, unzerstörbar und unerschaffbar. Dabei wird eine Unendlichkeit in dreifachem Sinn verstanden: einerseits in der Zeit (die Materie hat weder je zu existieren begonnen, noch wird sie es je aufhören. In der Zeit folgen sich die einzelnen Erscheinungen anfangs- und endlos aufeinander), andererseits im Raume und schliesslich in die Tiefe (mit dieser Unerschöpflichkeit in die Tiefe will man einer gefährlichen Festlegung der letzten, unteilbaren Materieeinheit – einst das Atom, heute noch das Elektron – aus dem Wege gehen und unliebsame Ueberraschungen bei neuen wissenschaftlichen Entdeckungen auf diesem Gebiet vermeiden). Raum und Zeit sind für den Diamat objektiv reale Existenzformen der Materie, sie existieren also nicht an sich. Ausserdem sind sie natürlich (Materialismus!) Daseinsweisen *allen* Seins. (Engels: »Die Grundformen allen Seins sind Raum und Zeit, und ein Sein ausser der Zeit ist ein ebenso grosser Unsinn wie ein Sein ausserhalb des Raumes.«)

2. Eine der wichtigsten Eigenschaften der Materie ist die ihr innewohnende Bewegung. Im Gegensatz zum mechanischen Materialismus (er wird von den Kommunisten verächtlich als »Vulgärmaterialismus« abgetan), bei welchem die Bewegung nur von aussen an die Materie herantreten kann, ist beim Diamat die Bewegung in der Materie selbst enthalten. Sie ist ein inhärentes Wesensattribut, »die ewige Daseinsweise der Materie« (GMPh). Unter Bewegung wird allerdings nicht nur eine Ortsveränderung verstanden, sondern allgemein jegliche Art von Veränderung. Zur mechanischen Bewegung treten in physikalischen, chemischen, biologischen und endlich auch in sozialen Prozessen die sogenannten höheren Bewegungsformen der Materie hinzu.

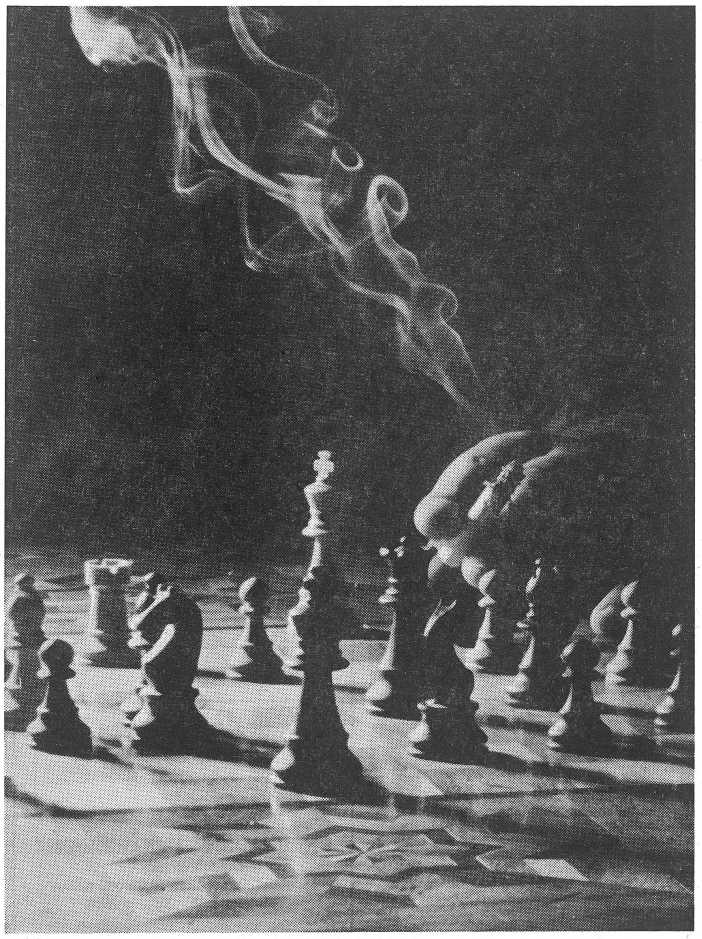
3. Alle Wirklichkeit ist materiell, d. h. mit andern Worten, dass diese unsere materielle Welt die einzig wirklich existierende ist. Der Geist wird nur als Produkt einer höchstorganisierten Materie, des Gehirns, betrachtet. Es gibt somit keine unmaterielle, geistige Welt, kein Jenseits. »Niemals und nirgends hat in der Welt etwas existiert und wird in der Welt existieren, was nicht sich bewegende Materie wäre oder nicht von der sich bewegenden Materie hervorgebracht wäre. Eben darin besteht die Einheit der Welt.« (GMPh)

Die Beziehungen zwischen Materie und Bewusstsein

An dieser Stelle sei in kurzen Zügen auf die Beziehung zwischen Materie und Bewusstsein hingewiesen; denn der Diamat bemüht sich ja im Gegensatz zum mechanischen Materialismus ernsthaft, höhere Bereiche unserer Wirklichkeit, wie Leben und menschliches Bewusstsein, als solche gelten zu lassen. Er geht dabei sogar so weit, das Bewusstsein als unmateriell zu anerkennen. Es stellt sich dann nur die Frage, wie die Einheit der Welt noch materiell sein kann. Um dies zu klären, wird das Verhältnis zwischen Materie und Bewusstsein durch folgende zwei Grundthesen festgelegt:

1. Das Bewusstsein (Gedanken, Wahrnehmungen, Empfindungen und Ideen) ist Produkt, Funktion und Eigenschaft der hochorganisierten Materie des Gehirns. Durch diese recht schwammige Aussage soll die innere Abhängigkeit des Bewusstseins von der Materie und damit die materialistische Grundidee aufrechterhalten werden,

Stilleben im Studheim *Photo Ernesto Semadeni*



wonach die Materie das Ursprüngliche, Grundlegende, das Bewusstsein hingegen das Abgeleitete darstellt.

2. Dieses so verstandene Bewusstsein wird dann als unmateriell betrachtet. Die Materie hat also merkwürdigerweise unmaterielle Eigenschaften. Um diese Schwierigkeit zu umgehen, musste Lenin selber zu einer subtilen Unterscheidung greifen: der Gegensatz zwischen Materie und Bewusstsein (siehe die Materiedefinition Lenins: Materie = Nichtbewusstsein) gilt nur im Rahmen der erkenntnistheoretischen Frage; einzig dort ist Materie das, was unabhängig von den Empfindungen existiert und in ihnen widergespiegelt wird. In der wahrheitstheoretischen Ebene hingegen ist das Bewusstsein Produkt der Materie.

Nur am Rande sei hier noch auf die üble Vermischung und Gleichsetzung der Begriffe »erkenntnistheoretischer Realismus« und »Materialismus« hingewiesen. Man kann nämlich sehr wohl Realist sein, ohne dabei unbedingt Materialist sein zu müssen. Diese Ungenauigkeit erlaubt indessen dem Diamat, die meisten grossen Naturwissenschaftler, zum Beispiel Planck und Einstein, als Materialisten auszugeben.

Sätze der Dialektik

Nach diesen Ausführungen über die Materie und ihre Eigenschaften sind nun noch einige Bemerkungen zum Wesen des andern Stützpfeilers der kommunistischen Weltanschauung, der *Dialektik,* zu machen. Wie wir bereits gesehen haben, setzt der Materialismus eine Einheit der gesamten Wirklichkeit voraus. Und zwar handelt es sich dabei nicht um eine statische, sondern um eine dynamische Einheit mit einer fortschreitenden, fortschrittlichen dialektischen Bewegung. Unter Dialektik versteht man dabei die Wissenschaft von den allgemeinen Entwicklungsgesetzen in der Natur, in der menschlichen Gesellschaft und im Denken. Sie umfasst die folgenden drei Gesetze:

1. *Gesetz der Einheit und des Kampfes der Gegensätze* (Gesetz von der Durchdringung der Gegensätze). Es besagt, dass die gesamte Wirklichkeit polar aufgebaut ist, dass überall innere Widersprüche, dialektische Gegensätze bestehen, aus welchen die Bewegung zu Neuem und Höherem resultiert. Allerdings muss man einen Unterschied machen zwischen logischen Gegensätzen (kontradiktorischer Widerspruch zwischen einer Bestimmung a und deren Verneinung a, d. h. »entweder–oder«) und dialektischen, worunter der Diamat nur zwei verschiedene Bestimmungen a und b (»sowohl – als auch«) versteht. Innerhalb dieser dialektischen Gegensätze unterscheidet man dann noch weiter zwischen antagonistischen (Grundtendenz: Verschärfung bis zum Konflikt; tödlich) und nicht antagonistischen (Grundtendenz: allmähliche Milderung; gesund, spannungsfördernd), die durch die kollektive Weisheit der Partei erkannt und gelenkt werden.

2. *Gesetz vom dialektischen qualitativen Sprung.* In ihm wird formuliert, dass kleine, anfangs unmerkliche quantitative Veränderungen durch ständiges Anwachsen plötzlich grundlegende qualitative Veränderungen nach sich ziehen können, dass ein Sprung von der Quantität zur Qualität stattfindet. (Beispiel: Qualität Wasser wechselt bei Veränderung der Quantität Umgebungstemperatur den Aggregatzustand.) Nach diesem Gesetz vollziehen sich Entwicklungen grundsätzlich in zwei Stufen: vorerst durch eine Evolution bis zu einem bestimmten Punkt, dann durch einen Sprung, eine Revolution.

Wichtige derartige Sprünge waren zum Beispiel die Entstehung des Lebens aus anorganischer Materie sowie die im Kapitel über historischen Materialismus noch näher zu behandelnde revolutionäre Umwandlung der Gesellschaftsformen von der Sklavenhaltergesellschaft zum Feudalismus, zum Kapitalismus und endlich zum Sozialismus. In der zukünftigen sozialistischen Gesellschaft allerdings werden dann die Sprünge einen prinzipiell andern Charakter aufweisen. Wie wir oben schon hörten, werden in dieser Zeit die antagonistischen Gegensätze langsam zu nichtantagonistischen, so dass sich auch die Qualität nur mehr allmählich und nicht mehr sprunghaft verändern wird.

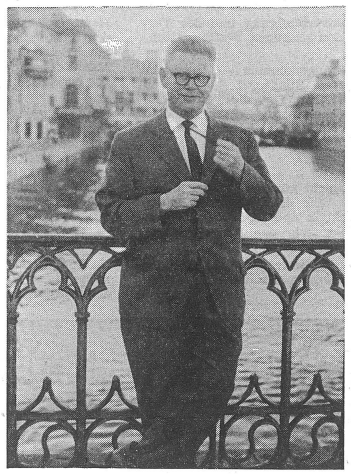
3. *Gesetz von der Negation der Negation (negatio negationis).* Darin wird gesagt, dass bei der Entwicklung der dialektischen Gegensätze wohl einer davon unterliegen muss, dass durch das Auftreten der neuen resultierenden Qualität eine Negation an die Stelle der bestehenden tritt, dass damit jedoch keineswegs die Entwicklung abgeschlossen ist, sondern auch die Negation eines Tages verneint werden wird. Das Alte, die Hegelsche Thesis und ihre Antithesis, macht der Synthesis Platz, wird durch sie und in ihr aufgehoben, wobei sich aber sofort eine neue Antithesis zur Synthesis, die jetzt wieder Thesis ist, einstellt. Bei diesem Prozess sind vor allem die drei Bedeutungen der dialektischen Aufhebung zu beachten: einerseits die Verneinung (negare), anderseits das Höherheben (elevare) und endlich die Bewahrung (conservare). Es handelt sich also dabei offensichtlich um einen Läuterungs- und Reinigungsprozess, bei welchem alles Gute, Schöne und Edle, das je erarbeitet wurde, weitervererbt wird. Es besteht eine eindeutig aufsteigende Entwicklungstendenz vom Niederen zum Höheren. Dieser optimistische Grundzug der kommunistischen Weltanschauung wird auch im historischen Materialismus noch besonders deutlich.

(Da die Aufhebung eine Versöhnung der Gegensätze bedeutet und somit gegen das Gesetz von der Einheit und vom Kampf der Gegensätze verstösst, wurde es konsequenterweise von Stalin aufgehoben, allerdings – wie so manch anderes – nach seinem Tode wieder rehabilitiert.)

nach Dr. Wolfgang Görlich

(Fortsetzung folgt)

Ergraut im Dienste des »Zürcher Studenten«



Jenen aufmerksamen Lesern, die ab und zu einen Blick über den Zeitungskopf dieses Blattes tun, mag schon aufgefallen sein, dass dort im Kleingedruckten die Namen der Redaktoren häufig wechseln – ungefähr jedes Semester gibt es eine Mutation –, dass *ein* Name aber Semestern und Jahren, allen Wechseln und Stürmen trotzt: »*Inserate: Dr. H. Dütsch*«. Das hängt damit zusammen, dass die Organisation des Inseratenwesens an unserem Studentenblatt aus kaufmännisch sehr plausiblen Gründen nicht von Studenten, sondern von einem Berufsmann besorgt wird, der für die auf diesem Gebiet unbedingt nötige Konstanz garantiert. Das wiederum hat in diesem Sommersemester etwas bei einem studentischen Unternehmen sehr Seltenes zur Folge: dass der »Zürcher Student« ein richtiges Arbeitsjubiläum feiern kann. Heuer ist es nämlich *25 Jahre* her, seit Herr Dr. Dütsch, damals noch einfach Hans Dütsch, stud. oec., in den Dienst des »Zürcher Studenten« trat. Zu diesem Anlass hat der »Zürcher Student« mit dem Jubilar ein Interview gemacht. Bevor ich es wiedergebe aber noch eine kleine Beschreibung der Firma von Dr. Dütsch, die den nachgerade schwer übersehbaren Inseratensegen von Ausgabe zu Ausgabe hereinbringt:

Bahnhofstrasse 37

Obschon Dr. Dütsch, redaktionsintern der Einfachheit halber »de Dütsch« genannt, sein Büro an der bestmöglichen Geschäftslage hat, ist er kein Grossbetrieb. Die Firma besitzt einen einzigen Raum und neben dem Chef nicht einmal eine ganze Angestellte; sie ist höchstens eine halbe, wenn auch eine unentbehrliche: nämlich eine jener geheimnisvollen Maschinen, die im Telephonbuch mit einem »Q« mit dem Strichlein nach der falschen Seite bezeichnet sind und von denen es (ebenfalls im Telephonbuch) heisst, »dass beim Angerufenen unter Umständen nicht eine Person, sondern ein Apparat antwortet« und »dass der antwortende Apparat eventuell den Anrufenden zum Sprechen auffordert und seine Mitteilung aufnimmt«. Dr. Dütsch ist auf diesen Apparat sehr angewiesen, nicht etwa weil sein Betrieb so hektisch wäre, dass auch noch nachts um zwei Uhr Meldungen entgegengenommen werden müssten, sondern weil ohne den Appart auch z. B. morgens um halb zehn oder nachmittags um drei im 3. Stock der Bahnhofstrasse 37 das Telephongeklingel ungehört verklänge ...

Wenn einem zu einer solchen Zeit der Apparat an Dr. Dütschs Statt antwortet, will das nicht unbedingt heissen, der Chef sei im Kaffeehaus oder habe gerade einen zusätzlichen Tag Ferien eingeschaltet – vielleicht hat er eine Besprechung oder er setzt in der Druckerei seine Inseratseiten zusammen –; jedenfalls aber ist Dr. Dütschs Einstellung zur Arbeit eine sympathisch unschweizerische, eine zur Kühlung der Konjunkturüberhitzung empfehlenswerte: Er könnte zu den paar Zeitschriften, bei denen er den Inseratenteil betreut – der »Zürcher Student« ist nicht sein grösster, aber sein liebster Auftrag –, noch andere hinzunehmen. Er hätte dann einen grösseren Umsatz und würde zweifellos mehr verdienen. Aber er würde dann auch entsprechend mehr arbeiten, so viel nämlich, dass er keine Zeit mehr hätte, das Geld auch genussreich zu verbrauchen: »Ich arbeite nicht um zu arbeiten!«

Vor 25 Jahren

Wir haben Herrn Dr. Dütsch gefragt, wie es 1939 an der Uni ausgesehen habe. »*Ist der Student von heute anders als der Student von damals?*«

»Mir jedenfalls«, antwortete unser Jubilar, »kommt der Student von heute ganz anders vor! Mit mehr Sinn für allerlei neben dem Studium; er ist freier und fröhlicher. Vielleicht lag es an der politischen Situation, dass man damals nüchterner war. 1939 hatte jeder Angst, er müsse von einem Tag auf den andern in den Aktivdienst. Man wollte deshalb noch so viel wie möglich fürs Studium hineinbringen. Dann kam der Aktivdienst tatsächlich; die meisten waren 8—9 Monate im Jahr weg und mussten dann in den restlichen paar Wochen sich ganz dem Nacharbeiten widmen. So wurde das Studium zu einer bitter ernsten Angelegenheit. – Heute scheint es mir übrigens viel mehr Werkstudenten zu geben als damals. Die soziale Streuung der Studenten ist grösser geworden. – Ganz anders waren natürlich auch die Zustände an der Uni, noch richtig idyllisch: mehr als 20—30 Leute sassen nie in einem Seminar, und in einem Doktorandenkolloquium waren nie mehr als ein Dutzend.«

Wie sind Sie damals zum »Zürcher Studenten« gekommen?

»In meinem zweiten Semester las ich im Blättchen, es suche Mitarbeiter für den Inseratenteil: ‚Gute Verdienstmöglichkeiten'. Ich meldete mich und arbeitete mit für eine sehr bescheidene Provision. – Damals war aber alles noch ganz anders organisiert als heute: Der ‚Zürcher Student' wurde nicht von den Studenten in eigener Regie und auf eigenes Risiko herausgegeben wie heute, sondern war Verlagsobjekt der Firma Müller-Werder. Der Verlag stellte jeweils einige Studenten als Inseratenakquisiteure an. Diese Leute machten natürlich nur immer eine kurze Zeit mit und brachten deshalb nie ein dauerhaftes Verhältnis mit den Inserenten zustande. Auch arbeitete jeder in die eigene Tasche; man jagte sich gegenseitig die Kunden ab. Das waren ziemlich chaotische Zustände, die weder dem ‚Zürcher Studenten' noch dem Verlag zum Guten ausschlugen. Ich blieb dann aber während meines ganzen Studiums dabei (Abschluss 1946), und schliesslich machte mir der Verlag den Vorschlag, die gesamte Inseratenakquisition allein und von Berufs wegen zu übernehmen. Obschon ich bereits eine Stellung als Redaktor an einer Tageszeitung hatte, nahm ich das Angebot an: Mein Augenleiden zwang mich, auf den Redaktionsposten zu verzichten. Der Verlag hat mir dann noch eine zweite Zeitung übergeben; später kamen noch andere dazu.«

Hauptereignisse

Wenn Sie jetzt die letzten 25 Jahre »Zürcher Student« überblicken, welches waren die wichtigsten Geschehnisse? Wie hat das Blatt sich entwickelt?

»Es hat sich sicher zum Guten entwickelt. Ich finde es heute besser denn je. Der erste Hauptschritt nach vorn geschah 1957, als Hans-Peter Kleiner die Administration sanierte. Er brachte die Studentenschaften dazu, die Herausgabe des Blattes selbständig und unabhängig von einem Verlag zu übernehmen. Erst seit diesem Zeitpunkt gibt es eine Vereinbarung zwischen den Studentenschaften und mir; vorher war ich der Beauftragte des Verlags. – Das Hauptereignis in journalistischer Hinsicht war ganz sicher der Wechsel vom Heftchen zum Zeitungsformat im Frühjahr 1962. Seit da ist der ‚Zürcher Student' eine interessante und muntere Zeitung. Nach einigen anfänglichen Bedenken haben heute auch die Inserenten die grösste Freude am ‚Zürcher Studenten'. Das sehen Sie schon daran, dass wir jetzt in einer einzigen Nummer mehr Inserate haben als früher in einem ganzen Semester. Auch verlangen meine Kunden bei mir immer wieder zusätzliche Exemplare, nicht etwa fürs Archiv, sondern weil sie selber gerne das Blatt lesen. Es ist sogar schon vorgekommen, dass der ‚Zürcher Student' einem Direktor vom Pult gestohlen wurde.«

Wie beurteilen Sie den Werbewert eines Inserates im »Zürcher Studenten«?

»Sehr hoch! Der ‚Zürcher Student' wird gelesen! Einige Firmen, die durch den ‚Zürcher Studenten' Personal suchen, haben sehr guten Erfolg gehabt. Oder als kleines Beispiel: Auf das Inserat in der letzten Ausgabe, in dem ein Mannschaftsmitglied auf eine Segeljacht im Mittelmeer gesucht wurde, trafen 12 Offerten ein.«

Sie haben gesagt, der »Zürcher Student« sei Ihre liebste Publikation? Was schätzen Sie am »Zürcher Studenten« besonders?

»Erst seit ungefähr fünf Jahren arbeite ich für den ‚Zürcher Studenten' mit grösserer Freude als für meine andern Publikationen, denn erst seit dieser Zeit habe ich überhaupt Kontakt mit der Redaktion. Vorher, also vor der Sanierung durch H.-P. Kleiner, hatte ich nur immer mit dem Verlag zu tun, die Redaktoren sah ich nie, sprach ich nie; höchstens dass dann und wann ein Chargébrief bei mir eintraf. Jetzt ist das anders, hat es eine richtige Zusammenarbeit mit der Redaktion gegeben. Dieser persönliche Kontakt mit den Studenten, die jetzt doch schon eine Generation jünger als ich sind, macht mir viel Freude. Er ist interessant und meistens auch lustig.«

Wissen Sie sonst aus den letzten 25 Jahren etwas Erwähnenswertes oder Amüsantes zu berichten?

»Amüsant waren jedenfalls die 40er Jahre, als es nur auf dem Papier eine Redaktion gab und überhaupt niemand wusste, wer jetzt eigentlich Redaktor sei. Jeweils, wenn wieder eine Nummer fällig war, telephonierte ich damals dem Sekretariat der Studentenschaft und empfahl, jemand möge doch ein paar Artikel in die Druckerei schicken. Jemand, vielleicht die Sekretärin der Studentenschaft, leerte dann den Redaktionsbriefkasten oder schnitt, wenn nichts drin war, aus einem Pressedienst ein paar Artikel heraus.

Prognose

Sehen Sie in dem ständigen Wechsel des Redaktionsstabs nicht einen Nachteil für die Zeitung, einen Unsicherheitsfaktor?

»Eigentlich nicht. Ich glaube, der ‚Zürcher Student' verlöre seinen Sinn, wenn er vom gleichen berufsmässigen Redaktor über lange Zeit geleitet würde. Er wäre dann nicht mehr lebendiger Spiegel der Freuden, Sorgen und Gedanken der Studenten. Der Personalwechsel erhält ihn anhaltend jung. Solange es gelingt, immer wieder vier fähige (und nicht nur ehrgeizige) Leute zusammenzubringen, kann der dauernde Wandel nichts schaden.«

Sie stellen dem »Zürcher Studenten« also eine gute Zukunftsprognose?

»Heute sicher! Er ist jetzt ein Abbild von dem, was unter den Studenten sich tut. Er ist gegenwärtig auch seit langem wieder einmal das Produkt einer gleichmässigen Teamarbeit, eines gesunden Ausgleichs auch von Poly- und Uni-Geist. Man kann jetzt die Früchte früherer Anstrengungen, der administrativen Sanierung und der Formatänderung, ernten.«

Damit danken wir Ihnen, Herr Dr. Dütsch, gratulieren Ihnen und hoffen, dass Sie weitere 25 Jahre die Rückendeckung und der ruhende Pol des »Zürcher Studenten« bleiben werden.

schi

Sommernachtsfest, Belvoirpark Zürich
27. Juni evtl. 4. Juli 1964, 20 Uhr
6 Orchester, Vorverkauf bei Jecklin, Kuoni, Hug, Schrämli

GESELLSCHAFT
ZUM FRÖHLICHEN
SCHLÜSSELLOCH

Zweierstrasse 15,
Zürich 4
(Studentenhaus
beim Stauffacher)

Mittwoch,	17. Juni	19.00 Uhr Boulespiel auf dem Lindenhof. 20.30 Uhr »Fête des fleurs« mit Orchester.
Donnerstag,	18. Juni	»Playing night«, Karten und andere Spiele.
Freitag,	19. Juni	Mädchen organisieren ein Fest mit Schallplatten und Tonband.
Samstag,	20. Juni	Tanzabend mit Orchester.
Montag,	22. Juni	Trinkkränzchen. Diskutieren ist hier Trumpf!
Mittwoch,	24. Juni	19.00 Uhr Boulespiel auf dem Lindenhof. 20.30 Uhr »Link-Party« mit Orchester.
Donnerstag,	25. Juni	Schachabend.
Freitag,	26. Juni	»Fête à la romantique«. Tanzabend mit Schallplatten.
Samstag,	27. Juni	22.30 Uhr Klassische Musik. Es spielt ein Quartett. (Näheres erfolgt aus Extraschreiben.)
Montag	29. Juni	Literarische Nacht unter einer Linde mit Dichtern.
Dienstag,	30. Juni	Besammlung (wenn möglich mit Fahrzeug) 20.30 Uhr im Schlüsselloch.

Eusi Meinig

Das Mirage-Miracle

Die Vorgeschichte ist bekannt: Die eidgenössischen Räte bewilligten 829 Millionen für ein fertiges Flugzeug. Eine Person oder ein Gremium »X« liess ein anderes konstruieren; ohne zu fragen und ohne Auftrag; vorläufige Mehrkosten 576 Millionen.

Mit dem jahrelang erfolgreichen Trick, dass es die letzte Chance und unsere Landesverteidigung in Gefahr sei, sollte das Parlament überfahren werden. Es sollte . . .

Unser Parlament sagte mannhaft »Nein«.

Der Nachtragskredit wurde nicht bewilligt. Eine parlamentarische Untersuchungskommission soll die Verantwortlichkeiten genau abklären und den wirklichen Finanzbedarf feststellen.

Eine sozialdemokratische Motion wurde angenommen, die den Bundesrat beauftragt, eine Neuüberprüfung der Konzeption der Landesverteidigung, der Luftraumverteidigung und des Verhältnisses zwischen den einzelnen Waffengattungen vorzunehmen.

Ein Postulat wurde angenommen — trotz der Bekämpfung durch den Bundesrat —, das den Stopp weiterer Ausgaben für die Mirage-Beschaffung verlangt. (Ein Antrag Götsch, der dem Bundesrat eine verbindliche Weisung erteilen wollte, wurde allerdings abgelehnt.)

Was weiter?

Die Mirage-Krise ist nicht nur der Ausdruck persönlichen Versagens. Sie ist die Folge einer Uebergangskrise. Doktrin und Geist unserer Armee entsprechen nicht mehr den Anforderungen moderner Waffentechnik.

Kadavergehorsam und polierte Marschschuhnägel sind zu einem Hindernis wirksamer Landesverteidigung geworden.

Heutiger Zustand: Versuch, moderne Waffen mit dem mittelalterlichen Kasernengeist zu verheiraten. (Derjenige mit dem üppigeren Gold am Hut befahl den Ingenieuren, welche Wunder die Mirages zusätzlich zu vollbringen hätten.)

Notwendiger Zustand: Moderne, unseren besonderen Bedürfnissen angepasste Waffen, geplant und entwickelt auf der Grundlage wissenschaftlich ermittelter und ausgewerteter Facts (Eignung für Defilees Nebensache); bedient und geführt von intelligenten, selbstbewussten und auf Teamarbeit geschulten Bürgern.

Wenn die Mirage-Affäre dazu führt, die Armee, ihre Konzeption, ihre Führung und ihre Ausrüstung in diesem Sinne mit »efficiency« zu erfüllen, dann lohnt es sich sogar, 500—600 Millionen Mirage-Lehrgeld abzuschreiben.

Sozialdemokratische Partei des Kantons Zürich

DISKOTHEK

Schallplattenausleihdienst

Auf der Mauer 9 (Nähe Poly und Uni)

geöffnet Dienstag bis Freitag 11.00 bis 18.30 Uhr.
Samstag 9.00 bis 17.00 Uhr.

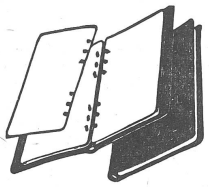
Apotheke Oberstraß Zürich 6

F. Eichenberger-Haubensak Universitätstraße 9

Seit 1889 die Apotheke der Akademiker

Lichtpausen
Plandruck
Offsetdruck
Photokopien
Dissertationen

Ed. Truninger
Inhaber: H. Hauri-Truninger
Uraniastraße 9
Zürich 1
Tel. (051) 23 16 40



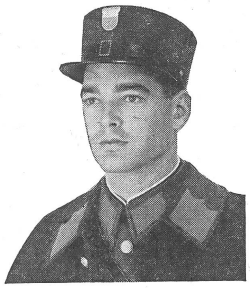
BIELLA
Kolleg- und Taschenringbücher
mit Plastik, Kunstleder und Leder, mit 2, 3, 4 und 6 Ringen, bekannt und beliebt. In Papeterie- und Bürofachgeschäften erhältlich.

Studenten!

Während Ihren nächsten Semesterferien finden Sie bei uns eine

lohnende Beschäftigung als

WÄCHTER



Sie verdienen monatlich Fr. 865.— zuzüglich ca. Fr. 100.— Ueberzeitentschädigung. Die Arbeit als Wächter bringt Ihnen zudem einen gesunden Ausgleich zu Ihrem anstrengenden Studium.

Unser Personalchef nimmt gerne Ihre schriftliche oder telephonische Anmeldung entgegen. Für nähere Auskünfte steht er Ihnen jederzeit zur Verfügung.

SECURITAS AG, Filiale Zürich
Militärstrasse 24, Tel. 27 43 10

...auch eine...

...eine Grossflasche «Coca-Cola» natürlich!
«Das ist genau, was wir gern haben: gesunde Luft, fröhliche Begleitung und... herrliches ‹Coca-Cola›. Das erfrischt richtig. Ja, ‹Coca-Cola› ist halt einzigartig!»

Denken Sie daran: ‹Coca-Cola› erfrischt am besten, wenn es kühl serviert wird.

TRINK Coca-Cola LIMONADE GAZEUSE

das erfrischt richtig

das ECHO

Nochmals: Pazifismus

Von einem Artikel über den Ostermarsch der »Pazifisten« (Zürcher Student Nr. 1) ausgehend, hat Yves Genre in der letzten Nummer unserer Zeitung den Pazifismus – und im speziellen die Militärdienstverweigerung – einer Kritik unterzogen. Auf diese Ausführungen möchte ich doch noch einiges entgegnen. (Ich bin keineswegs Pazifist, habe jedoch Verständnis dafür.)

Y. G. schreibt: »Man steht hier nicht etwa vor einem Dilemma (ob Militärdienst oder nicht). Entscheidet man sich für den Militärdienst, so entscheidet man sich dafür, im Kriegsfalle unsere Mitmenschen vor dem Tode möglichst zu bewahren ...« – Die Behauptung, es gäbe da kein Dilemma, scheint mir denn doch etwas verstiegen, und sollte sie vollumfänglich aufrechterhalten werden, so möchte ich ihren Verfasser gar der Blindheit und jedenfalls der Intoleranz bezichtigen. Unsere *Mit*menschen sind ja nicht nur innerhalb unserer engen eidgenössischen Grenzen zu finden, sondern sie leben schlechthin auf der ganzen Erde.

Sobald wir nun aber so fortschrittlich denken, dass wir die Menschen jenseits der Grenzen auch als *Mit*menschen betrachten, können dann eben mehr oder weniger schwere Gewissenskonflikte im Zusammenhang mit dem Militärdienst auftreten. Dies ist selbst bei einer Verteidigungsarmee möglich, da für den überzeugten Pazifisten die Ueberlegung nicht von entscheidender Bedeutung sein wird, dass ja die uns angreifenden Menschen selber schuld seien, wenn dieser Angriff sie das Leben koste. (Hier wird der Pazifist sich u. a. auf das Gebot der Feindesliebe stützen können.)

Dann schreibt Y. G., aus seinen obigen ethischen Erwägungen gehe hervor, dass sich das Problem des Zivildienstes als Ausweichmöglichkeit für den Militärdienstverweigerer gar nicht stelle. – Da ich nun im Gegensatz zu Y. G. die Möglichkeit dieses Gewissenskonfliktes anerkenne, kann ich verständlicherweise auch mit der letzten Behauptung nicht einiggehen. Das angeführte Problem stellt sich eben doch. Und der Staat hat sich damit auseinanderzusetzen (was er ja auch tut), weil ja doch wohl in erster Linie der Staat für den Bürger und nicht der Bürger für den Staat da ist. Das letztere wird leider immer und immer wieder übersehen und führt gerade den Pazifisten gegenüber zu einer grundsätzlich falschen Haltung. (Eine vortreffliche Lektion hiezu: Dürrenmatt, Romulus der Grosse!)

Es scheint mir einfach nicht ganz in Ordnung zu sein, dass ein Mensch, der sich aus innerster Ueberzeugung und aus prinzipiell sicher positiven Motiven heraus weigert, Militärdienst zu leisten, dann jedes Jahr ins Gefängnis kommt, wenn er dem Marschbefehl nicht Folge leistet, und schliesslich nach einige Jahren wegen »geistiger Störungen« als dienstuntauglich erklärt wird. Ich frage mich wirklich, ob für solche *Ausnahmefälle* nicht der Zivildienst angezeigt wäre.

Ueber die technischen und rechtlichen Probleme, die sich daraus ergäben, kann ich mich nicht im einzelnen äussern. Selbstverständlich wäre eine umfassende gesetzliche Regelung nötig, und zwar möglichst ohne irgendwelche Schlupflöcher.

Wenn sich ferner die Pazifisten oft auf die Glaubens- und Gewissensfreiheit berufen, so scheint auch das mir nicht so abwegig, wie Y. G. schreibt. (Auch dieses »abwegig« ist doch wohl eine Beurteilung vom hohen eigenen Ross herab.) Versuchen wir, bevor wir urteilen, uns etwas in den Pazifismus hineinzudenken! Vergessen wir nicht, dass das Gebot »Du sollst nicht töten«, über das sich unserer Ansicht nach diskutieren lässt und das wir mit einigen Wenn und Aber versehen, für den Pazifisten zum Leitgedanken, zu so etwas wie einem Dogma wird. Jeder aber, der z. B. am ökumenischen Gespräch teilnimmt, weiss, wie starr sehr oft die Fronten dort werden, wo es um dogmatische Fragen geht. Da lässt sich eben mit sachlichen Beweisen nichts mehr ausrichten; da geht es um tief verwurzelte Lebensanschauungen. Bessere oder schlechtere? – wer wollte sich anmassen, dies so schlankweg zu entscheiden!

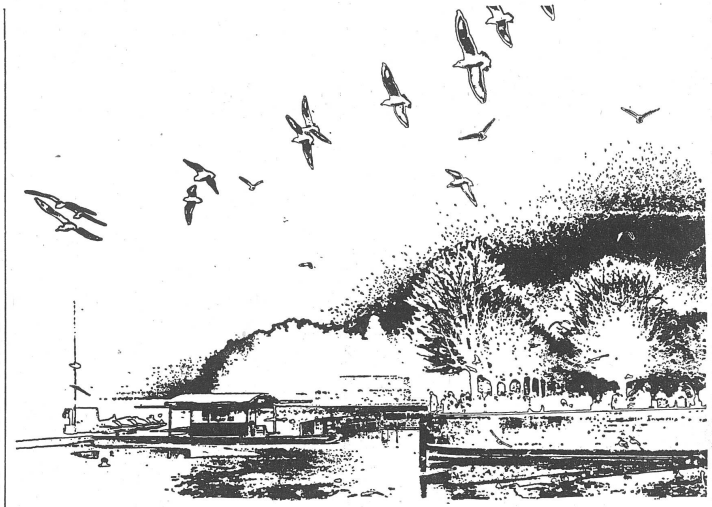
Leider haben nun die Pazifisten das Pech, dass sich dieses Dogma so schlecht mit den Staatsinteressen koordinieren lässt. Aber wäre es wirklich unmöglich, diesen Menschen das Leben nach ihrer Ueberzeugung zu erleichtern, indem man für sie den Zivildienst als Ausweichmöglichkeit zulassen würde?

Bereits höre ich den vielstimmigen Einwand: »Ja, wenn das dann alle wollten?«

Erstens ist dieser Einwurf gang und gäbe, wenn es darum geht, für eine kleine Minderheit eine Spezialregelung in irgendeinem Problem zu suchen, und man die Mühe scheut, die dieses Suchen mit sich bringt. Und zweitens bin ich überzeugt, dass man durch entsprechende Verlängerung der Zivildienst- gegenüber der Militärdienstzeit sowie mit verschiedenen andern Mitteln dafür sorgen könnte, dass der Zivildienst alles andere als ein attraktiver Ausweg für pseudopazifistische Drückeberger würde.

Zum Schluss möchte ich noch betonen, dass ich mit diesen Ausführungen beileibe nicht den Gedanken der Landesverteidigung untergraben will. Aber der erwähnte Artikel von Y. G. erheischte meines Erachtens einige Korrekturen, denn so leichthin kann man nun den Pazifismus auch wieder nicht unter den Tisch wischen.

Richard Meier, oec. publ.



Bauschänzli, eine Solarisation von A. Alves Martins

Der Zürcher Student amerikafeindlich?

Sehr geehrte Herren,

Die Forderung »Ami go home« ist von Studentendemonstrationen in Entwicklungsländern her bekannt. Es blieb dem »Zürcher Studenten« vorbehalten, ihn in der Presse eines Landes vorzubringen, das weder amerikanischer Entwicklungshilfe bedarf noch kommunistisch ist.

Wenn der Verfasser einer solchen Kabarettnummer »nur noch Bewunderung und Beifall« spendet, soll er doch ehrlich sagen, welche politische Meinung er vertritt. Ist er aber ein prinzipiell Unpolitischer, so ist er als Rezensent eines Kabaretts mit politischen Nummern sicher fehl am Platze.

Jeder, der sich für die politischen Meinungen in Deutschland auch nur etwas interessiert, weiss, dass viele Deutsche auch jetzt noch ihre ganz bestimmten Gründe haben, die Amerikaner nicht zu lieben. Gründe, die für die Schweiz weder vor 20 Jahren noch heute massgebend waren – im Gegenteil.

Jedes Jahr begibt sich eine grosse Zahl junger Akademiker zur weiteren Ausbildung nach den USA. Finden Sie es anständig und in Ordnung, die Amerikaner in Europa zu verspotten und ein paar Jahre später die Einrichtungen (und womöglich Stipendien) zu benützen, die mitfinanziert werden von den Steuergeldern derselben verlachten GIs? Oder glauben Sie, der Forschung und Lehre an unseren Hochschulen einen Dienst zu tun, wenn Sie eine importierte Amerikafeindlichkeit unterstützen?

Mit vorzüglicher Hochachtung
Dr. med. H. Walser

Sehr geehrter Herr Dr. Walser,

Da ich jener Rezensent bin, der nach Ihnen entweder »seine politische Meinung nicht vertritt« oder »als Unpolitischer fehl am Platze« war bei der Besprechung des Kabaretts Bügelbrett, und da weder der »Zürcher Student« noch ich so schwerwiegende Vorwürfe wie »Unterstützung importierter Amerikafeindlichkeit« annehmen können, so gestatte ich mir, auf Ihren Brief zu antworten.

Und da muss ich Ihnen gleich sagen: Ich werde nicht klug aus Ihren Sätzen. Entweder haben Sie meines Erachtens die Nummer »An einen GI« nicht verstanden oder nicht zu Ende gelesen. Denn am Schluss dieser Nummer steht doch deutlich der Satz, der das Motiv zu dieser ganzen Darbietung zeigt, der auch klar werden lässt, warum hier die GIs zum Heimgehen aufgefordert werden, warum diese als treu und dumm verspottet werden, wenn sie es nicht tun: *»... denn hier dankt's dir wirklich niemand!«*

Glauben Sie nicht auch, Herr Dr. Walser, dass diese Kabarettnummer nicht – wie Sie es tun – als Angriff auf die amerikanischen Soldaten in Deutschland, sondern – wie es im »Zürcher Studenten« getan wurde – als Angriff auf den Geist jener Deutschen, welche die Anwesenheit der GIs in ihrem Lande nicht mehr zu schätzen wissen, welche deren Wert nicht mehr kennen, aufzufassen ist?

Und damit wäre wohl gezeigt, wie sehr Ihr Angriff danebengeschossen hat: Ich glaube nicht, dass »es dem ‚Zürcher Studenten' vorbehalten war, die Forderung ‚Ami, go home' für die Schweiz vorzubringen«.

Mit vorzüglicher Achtung
Toni Lienhard

Expo et scepticisme suisse allemand

J'ai trouvé vos articles sur l'EXPO, dans le dernier »Zürcher Student« fort objectifs; c'est avec raison qu'il faut insister sur le fait que cette Expo montée en Suisse romande est une nécessité. C'est un peu frappant de constater encore, dans beaucoup de milieux suisses allemands, un certain scepticisme envers notre Expo.

Après ma première visite à l'Exposition Nationale, j'en retire une excellente impression. Tout, en une seule journée, ne peut pas être vu, mais on s'en fait une idée générale et on peut déjà se permettre de porter un jugement d'ensemble.

Le but de ces quelques lignes est de convaincre certains Suisses allemands, qui sont animés de scepticisme et se demandent encore si notre Expo est vraiment une réussite, si le déplacement à Lausanne en vaut la peine.

On se doit d'affirmer, que si tout n'est pas parfait comme dans toute entreprise de cette envergure, l'Expo est une attraction à ne pas manquer. Tout a été mis en oeuvre pour la rendre attrayante et facile à visiter. Le monorail, le télécanapé, le petit train CFF conduisent le visiteur à travers les différents secteurs et lui permettent d'avoir une vue d'ensemble tout en économisant ses jambes. L'Expo donne une occasion unique de prendre contact avec certains problèmes, qui sont fondamentaux pour le développement social, économique, politique et scientifique de notre pays. Elle est originale quant aux moyens utilisés pour dévoiler ceux-ci: partout des films, judicieusement commentés frappent le spectateur par leur réalité.

Que chaque Suisse allemand se rende à Lausanne avec la certitude de découvrir une oeuvre magnifique et grandiose.

Bernard Braune

Zürcher Hochschulmeisterschaften im Reiten

Nachdem die akademische Reitsektion genügend provisorische Anmeldungen (vgl. Zürcher Student Nr. 8/64) erhalten hat, kann die kombinierte Prüfung durchgeführt werden.

Wir bitten nun alle Interessenten, sich vermittels untenstehenden Anmeldetalons definitiv einzuschreiben.

Die ARS hofft auf eine rege Beteiligung, wobei auch Zuschauer herzlich willkommen sind.

Ort und Zeit:
Am *11. Juli* (vormittags) auf dem Reitplatz *Hardwiese in Oberengstringen*

Zweck:
Ermittlung des Zürcher Hochschulmeisters im Reiten. Die Prüfung ist nicht offiziell.

Teilnahmeberechtigt
ist jeder an einer Hochschule in Zürich immatrikulierte Student auf jedem Pferd. Pferden, die beim Springen in Kat. M schon klassiert wurden, wird ein Handicap A auferlegt, solchen die schon in Springen Kat. S gestartet sind, wird ein Handicap B auferlegt.

Die Jury
setzt sich wie folgt zusammen:
Herr Heinrich von Grebel, Herr Wolfgang Niggli

Leichter Parcours
(kleine Kombinationsprüfung):
8 bis 10 Hindernisse, nicht über 90 cm hoch und nicht über 150 cm breit. – Im Parcours werden einige leichte Dressuraufgaben gestellt (Uebergang in Trab, Volten, korrektes Angaloppieren, Halt).
Die drei Besten sind berechtigt, auch am Meisterschaftsparcours teilzunehmen.
Preis: Kleiner Wanderbecher und jedem Startenden ein Flot.

Meisterschaftsparcours:
8—10 Hindernisse, nicht über 110 cm hoch und nicht über 250 cm breit.
Handicap A: 3 Hindernisse um 10 cm erhöht, 1 um 50 cm erweitert.
Handicap B: 4 Hindernisse um 20 cm erhöht, 1 um 50 cm erweitert.
Bei gleicher Punktzahl der Besten findet ein *Stechen* über 3—5 leicht erhöhte Hindernisse statt. Stechen bis zur Entscheidung.
Preis: Wanderbecher und jedem Startenden ein Flot.

Zur Ermittlung der Kategorien
wird vor den beiden Prüfungen von sämtlichen Konkurrenten eine kleine Eignungsprüfung in Abteilung geritten. Es werden dabei u. a. auch 1—2 Hindernisse gesprungen. Die Jury entscheidet hier, an welchem Parcours das einzelne Pferd teilnehmen kann.

Anmeldungen
sind bei Einzahlung von Fr. 10.— als Nenngeld (auf Postcheckkonto VIII 7031) zu richten an den Vizepräsidenten der ARS, Christoph Sautter, Seestr. 214, Küsnacht ZH.

Termin: 20. Juni
Beim Start wird ein Startgeld von Fr. 5.— erhoben.

Es kann keine Reiseentschädigung bezahlt werden. — Die ARS lehnt jede Haftpflicht ab.

Anmeldung
Name Geschlecht Farbe Alter Rasse
Pferd:
Reiter:
Name, Vorname,
Abteilung oder Fakultät
Studienadresse (mit Tel.)
Heimadresse:
Besitzer des Pferdes, Name und Adresse
Gewünschter Parcours:
Handicap:

Neues aus dem Lesesaal

‚Lesesaal'? Das klingt eigentlich gar nicht einladend, eher etwas antiquiert, und es drängt sich einem unwillkürlich das Bild einer weiten Halle, der Eindruck von langen Tischreihen, harten Stühlen und zahllosen Vorschriften auf.

Hand aufs Herz, warst du schon einmal an der Künstlergasse 15? (Türe vis-à-vis Zentralstelle). Zwar stehen dort im Moment noch Tische in einer Reihe und Stühle älteren Datums, sie werden aber in allernächster Zeit modernen Tischen und bequemen Sesseln Platz machen.

Doch wozu all diese Aeusserlichkeiten? Siehst du nur erst die imposante Fülle von Tageszeitungen, ausländischen Blättern, Fachzeitschriften und – last but not least – Studentenzeitungen, so spielen Ort und Zeit keine Rolle mehr. All dies steht zu deiner freien Verfügung, es versteht sich natürlich, dass du nicht wie ein wohlbekanntes Nagetier Zeitungen in eine Ecke schleppst oder dich gar in einen anderen Bau verziehst.

Hast du ausserdem gewusst, dass du stolzer Besitzer deiner Lieblingszeitung werden kannst, und dies zu studentischen Preisen? Wir vermitteln nämlich *Unterabonnemente,* d. h. zu ⅓ des ursprünglichen Preises kannst du ‚deine' Zeitschrift erwerben und jeweils bei Erscheinen der neuen Nummer in Empfang nehmen. Du kannst selbstverständlich auch Einzelnummern beziehen; für alle Anfragen und Bestellungen wende dich an das Sekretariat der Studentenschaft, Doktor-Faust-Gasse 9 (ob dem Unibargärtchen), wo du freundlich bedient werden wirst.

Hier einige Anregungen:

Atlantis, Harper's Magazine, Paris Match, Time, Der Spiegel, Europa, Schweiz, Schweizer Monatshefte, Aero-Revue, Touring, Reformatio, Ostprobleme, Hinter dem Eisernen Vorhang, etc.

Das beste ist jedoch, du gehst einmal selber nachschauen, und zwar kurz nach Erscheinen dieser Nummer. Dann veranstaltet die Lesesaalkommission nämlich eine *Umfrage,* die dazu dient, deine Wünsche und Bedürfnisse noch besser zu erfassen. Benütze also diese einmalige Gelegenheit und vertraue deine Ansichten dem vorgedruckten Blatt an, welches im Lesesaal aufliegen wird. Du erweisest damit dir selbst den grössten Dienst!

Verena Elsohn phil. I

Gestern, heute, morgen . . .

Weit davon entfernt, dass der Mensch als solcher für ein Objekt oder ein untätiges Element des sozialen Lebens angesehen werden darf, muss er vielmehr dessen Subjekt, Fundament und Ziel sein.

Papst Johannes XXIII.
Enzyklika Pacem in Terris

Heute am 17. Juni finden sich ein paar wenige Menschen beim Berliner Stein am Central ein. Sie legen Blumen hin und denken für einen Augenblick an die Opfer des 17. Juni 1953, jenem einzigen Tag, da in der sowjetisch besetzten Zone Deutschlands für jedermann sichtbar die Flamme der Freiheit aufloderte. Unweigerlich denken wir an ähnliche Tage, da in andern Teilen des kommunistischen Imperiums junge Arbeiter und Intellektuelle mit blosser Faust ihr Menschsein gegenüber Panzern zu behaupten vermochten. Ungarn, Tibet . . . Gross war damals die Entrüstung bei uns. Heute ist es ruhiger geworden; man spricht von »Liberalisierung« im Osten, von »Politik der Bewegung« gegenüber dem Osten. Der »Wohlstandsschlaf« hat alsbald die einen übermannt. Leidenschaftslosem, sachlichem Beurteilen der Entwicklung jenseits des Eisernen Vorhangs geben sich die andern hin und lassen in ihrer Wachsamkeit doch nicht nach. Ohne etwa Morgenluft zu wittern, stellen wir fest, dass der Zahn der Zeit offenbar auch am roten Block nie aufgehört hat zu nagen, dass auch dieser berüchtigte Vorhang nicht gegen Rost gefeit ist und dass dieser verpönte Block eben doch nicht bloss aus kommunistischen Robotern besteht, gegen deren dialektischen Materialismus nur ein »Geschulter« aufzukommen vermag. Noch sitzen die kleinen und grossen roten Zaren auf ihren Thronen, doch ungestüm ist heute das Sehnen ihrer Untertanen danach, nicht mehr Objekte, sondern Subjekte, Menschen sein zu dürfen.

Und wir? – Sehen wir zu, dass wir nicht währenddessen vor lauter Wohlstandssozialisierung über Nacht und ganz schmerzlos unseres Subjekt-Seins verlustig gehen!

FREISINNIGE PARTEI DES KANTONS ZÜRICH

Studenten, Studentinnen!

Können Sie mir vom 3. bis 31. August 1964, also im Zeitraum der Semesterferien, Ihr Zimmer in Zürich zur Verfügung stellen?

Das internationale Studienzentrum für landwirtschaftliches Bildungswesen (CIEA), Zürich, führt in Zürich an der ETH einen internationalen Kongress durch, und ich muss die rund 120 Teilnehmer aus allen Ländern einlogieren.

Wenn es Ihnen möglich ist, mitzuhelfen, dann senden Sie bitte untenstehende Erklärung ausgefüllt an

J. Rüttimann, dipl. ing. agr., Burgstr. 88, Winterthur 8
Telefon (052) 2 59 19

Herr/Frau/Frl. _____ Vermieter,

Adresse: _____

Tel. Geschäft: _____ Privat: _____

erklärt sich bereit, dem internationalen Studienzentrum für landwirtschaftliches Bildungswesen, Zürich, während der Zeit vom 3. bis 31. August 1964 für

_____ Personen _____ Zimmer zur Verfügung zu halten.

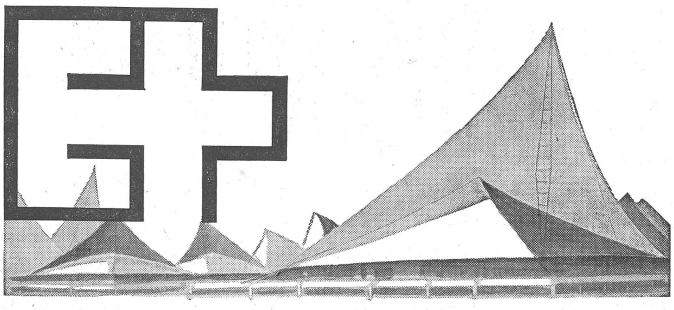
Die Miete beträgt, inkl. Seife, Handtücher etc. Fr. _____

Diese wird durch das Studienzentrum bezahlt. (Die Miete sollte Fr. 100.— bis 120.— nicht übersteigen.)

Angaben: * Einer-/Zweierzimmer; älteres/neueres Zimmer;
Zimmer mit fliessendem Wasser/Badbenützung.
Die Vermieter sprechen deutsch/französisch/englisch

* Zutreffendes unterstreichen.

Datum: _____ Unterschrift: _____



Die Familie M besucht die Expo

Von den beachtlichen MIGROS-Leistungen (Gratiseintritt für Genossenschafter und Abgabe von Billetten zum Vorzugspreis), im Rahmen der Schweizerischen Landesausstellung 1964, profitierten bereits Tausende!
Im Bestreben, möglichst vielen Mitgliedern den Besuch der einzigartigen bemerkenswerten Leistungsschau in Lausanne zu erleichtern, organisiert die GENOSSENSCHAFT MIGROS ZÜRICH

EXTRAZÜGE

Zürich HB via Bern ab: 5.50 Uhr	**Montag,**	**den 29. Juni 1964**
Gare Expo Lausanne an: 9.24 Uhr	**Donnerstag,**	**den 2. Juli 1964**
Rückfahrt: 18.38 Uhr	**Dienstag,**	**den 7. Juli 1964**
Zürich HB an: 22.33 Uhr	**Montag,**	**den 17. August 1964**
	Montag,	**den 24. August 1964**
Alle Plätze sind reserviert!	**Montag,**	**den 31. August 1964**

Aufenthalt in der Expo 9¼ Stunden

Der Verkauf von Bahnbilletten für die Extrazüge an der Expo erfolgt ausschliesslich beim **Reisebüro Hotelplan, Talacker 30, Zürich 1.** Die Fahrtkosten betragen **Fr. 17.—** / Die Spezialbillette sind nur für den Extrazug gültig, Einzelfahrt ist nicht möglich. Für die Rückfahrt im Zug werden Lunchbons verkauft. Rollbuffets der Speisewagen-Gesellschaft sehen auf der Hin- und Rückfahrt zur Verfügung. Télécanapé- und Monorail-Billette sind **nur in der Expo** erhältlich.

Gratis-Eintritt

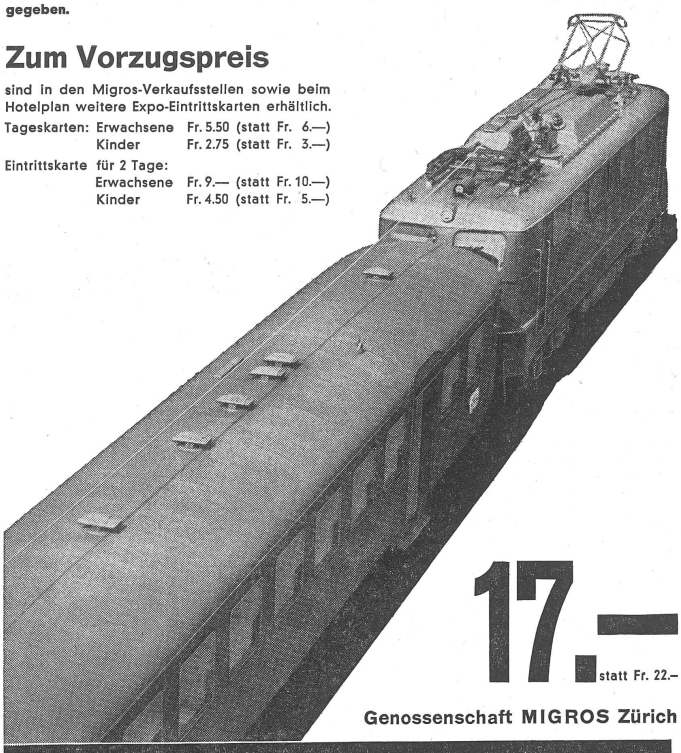
Jeder Genossenschafter, der nach Lausanne fährt, kann an allen Verkaufsstellen und Verkaufswagen der MIGROS sowie beim Hotelplan, Talacker 30, Zürich 1, **gratis eine Eintrittskarte für Erwachsene im Werte von Fr. 6.—** gegen Abgabe von Gutschein Nr. 9 des Genossenschaftsanteils beziehen. Die Abgabe ist auf eine Karte pro Familie beschränkt. Gegen den Gutschein Nr. 9 und Aufzahlung von Fr. 3.50 wird eine Eintrittskarte für den Besuch der Expo an **zwei aufeinanderfolgenden Tagen ausgegeben.**

Zum Vorzugspreis

sind in den Migros-Verkaufsstellen sowie beim Hotelplan weitere Expo-Eintrittskarten erhältlich.

Tageskarten: Erwachsene Fr. 5.50 (statt Fr. 6.—)
Kinder Fr. 2.75 (statt Fr. 3.—)

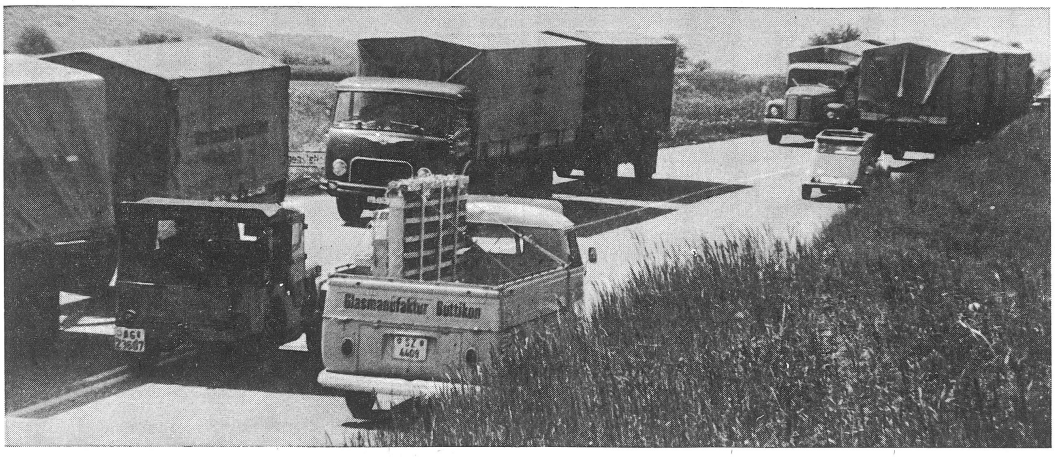
Eintrittskarte für 2 Tage:
Erwachsene Fr. 9.— (statt Fr. 10.—)
Kinder Fr. 4.50 (statt Fr. 5.—)



17.— statt Fr. 22.–

Genossenschaft MIGROS Zürich

MIGROS



aktuell gesehen

Ein alltägliches Bild.

Lastwagen, Lastwagen, in beiden Richtungen Lastwagenkolonnen. Und hinter ihnen Reihen von Personenwagen, die zu überholen versuchen, trotz Gegenverkehr, in gefährlichen Manövern, nur um doch ein bisschen schneller voran zu kommen.

Solche Bilder wiederholten sich laufend zwischen Möhlin und Mumpf nur schon in der Stunde, als ich obige Situation photographierte. Dabei handelt es sich um ein übersichtliches und relativ breites Strassenstück, das allerdings in einer rechtwinkligen Bahnunterführung endet. Diese berüchtigte Unterführung war kürzlich wieder Schauplatz eines schweren Carunglücks, aber es werden keine Anstalten gemacht, diesen gefährlichen Engpass zu liquidieren. Statt dessen werden nicht weit entfernt davon zum grosser Aerger der Anwohner Wanderwege asphaltiert. Wozu, ist überhaupt nicht ersichtlicht; vielleicht, um den Wanderern den Staub zu ersparen, der zu trockenen Zeiten von Sonntagsautomobilisten aufgewirbelt wird ...

Auf sämtlichen Schweizer Hauptverkehrsadern sind diese Bilder des Chaos üblich. Man hat sich daran gewöhnt, findet sich vielleicht sogar damit ab in der Hoffnung, dass die schönen Pläne zu den festgesetzten Terminen realisiert und die hohen Treibstoffzölle nicht mehr für irgendwelche Subventionen zweckentfremdet werden. Man freut sich jedesmal aufrichtig mit, wenn wieder 1 km Nationalstrasse mit Stolz und Publizität festlich eingeweiht wird.

Und dennoch, wird sich in absehbarer Zeit das irre Treiben auf unseren Strassen ändern? Wohl kaum. Es ist genügend Grund zum Pessimismus gegeben. Es wird noch viel schlimmer werden.

Täglich werden noch mehr Auto zugelassen. Jedesmal, wenn ich auf den Basler Rangierbahnhöfen ganze Züge mit Autos beladen sehen, wundere ich mich, wie viel mehr Platz täglich benötigt wird.

Und wer hat nicht Bekannte, denen er im Interesse eines flüssigen Verkehrs gewünscht hätte, die Fahrprüfung nicht zu bestehen?

Und kommt nicht selbst ein schwacher Kopfrechner zu einem seltsamen Ergebnis, berechnet er den Fortschritt auf der Strasse, wo im Durchschnitt 1½ Mann arbeiten? Dazu der sture schweizerische Perfektionismus. Oder dann die langwierigen Enteignungsverfahren, die Einsprüche von Gemeinden (Horgen: Die Strasse hoch oben am Hang nütze dem Lokalverkehr nichts und entwerte Bauland), die Kantonssouveränität im Strassenbau, die eine weit fortgeschrittene Strasse an der Kantonsgrenze versanden lässt (Zürich—Schwyz).

Oder unglaubliche Fehlkalkulationen: Gesamtkosten jetzt auf 12 Milliarden Franken veranschlagt gegen vorher 5,5. Da sind ja die Summen, um die es beim Mirage geht, geradezu lächerlich zu nennen ...

Dies alles ginge ja noch, das weiss man, es sind unvermeidliche und in Kauf zu nehmende Nachteile unserer Demokratie. Kein Realist hat je mit dem geplanten Verlauf des Nationalstrassenbaus gerechnet. Aber es geschehen noch andere Dinge, die nichts Gutes verheissen. Von »massgeblichen Persönlichkeiten der Industrie« wurde im Verlauf der Konjunkturdebatte vorgeschlagen, auch bei den Strassen das Bautempo zu drosseln. Man darf gewiss sein, dass nichts ungehört verhallt, was von solcher Seite lanciert wird. Doch ist es empörend, dass aus sehr umstrittenen wirtschaftlichen Gründen einmal mehr ein nationales Problem verschleppt werden soll.

Auf der anderen Seite wird von den gleichen Leuten intensiv weiter die Konjunktur erhitzt, jeder Wirtschaftszweig und jedes Unternehmen möchte die anderen sich einschränken sehen, selbst aber noch dieses Projekt realisieren oder jene Produktionsausweitung vornehmen, um im Geschäftsbericht auf die X Prozente Zuwachsrate hinweisen zu können, die ja heute aus mystischen Gründen ausschlaggebendes Mass für den Erfolg einer Firma sind.

Ein groteskes Beispiel dieser Art wurde uns dieses Jahr anlässlich der Exkursion zu einer sehr, sehr bekannten Firma geboten. Diese baut einen neuen, riesigen Fabrikationskomplex; aber auf meine Frage, ob dies heute opportun sei, antwortete eine leitende Persönlichkeit der Firma, man müsse eben die Gewinne investieren. Auf die Scherzfrage, woher die Belegschaft nehmen, erhielt ich die Antwort, er wisse es nicht.

Hingegen wies ein leitender Mann einer Basler Firma sehr prägnant auf den Widersinn hin, in der Schweiz mit ausländischen Arbeitskräften billige Produkte für den Export herzustellen, wie es so oft geschieht. Ich möchte die ominösen »Wirtschaftsführer« und auch die Staatsverwaltungen geradezu einer gewissen Verantwortungslosigkeit bezichtigen. Es steht unserer Generation und besonders uns Studenten durchaus zu, jene, die heute unsere Geschichte leiten, daran zu erinnern, dass man nicht einfach aktuelle Probleme auf Kosten der Nachfolgenden bequem lösen kann, darf und soll. Es scheint, dass es mit dem Strassenbau momentan so geht. Es ist eben viel einfacher, öffentliche Vorhaben zurückzustellen als Privatinteressen, besonders dann, wenn es auf 10 oder hundert Jahre früher oder später nicht mehr anzukommen scheint.

Was aber liesse sich tun, um die Verkehrskalamität doch etwas zu lindern? Die am leichtesten realisierbare Möglichkeit liegt in der besseren Ausnützung unseres miesen Strassennetzes. Gewiss ist dies mit Unannehmlichkeiten verbunden. Aber wir werden uns damit abfinden müssen, für unseren Wohlstand einen gewissen Preis zahlen zu müssen, ob wir wollen oder nicht: mehr Lärm, verschmutzte Gewässer, immer schlechtere Luft etc.

Artikel 91 VRV vom 13. 11. 1962 des Strassenverkehrsrechts lautet auszugsweise:

Das Nachtfahrverbot gilt:

a) vom 1. April bis 31. Oktober in der Zeit von 22.00 bis 04.00 Uhr;

b) vom 1. November bis 31. März in der Zeit von 21.00 bis 05.00 Uhr.

Unter das Sonntags- und Nachtfahrverbot fallen: Generell alle schweren Motorwagen zum Gütertransport.

Was ich vorschlagen möchte, ist weder neu noch originell, hat sich aber in England, das eine ebenso enorme Verkehrsdichte aufweist wie die Schweiz, durchaus bewährt, nämlich das Fehlen des Nachtfahrverbotes für Lastwagen. Ich hatte mehrfach Gelegenheit, bei solchen Nachttransporten mitzufahren und erfahren, dass die Chauffeure wenn immer möglich nachts fahren.

Der Haupteinwand dagegen ist aber der Lärm. Ganz gewiss ist er eine sehr unangenehme Begleiterscheinung. Ich bin aber überzeugt, dass sich mit der Zeit auch hier die wirtschaftlichen Rücksichten durchsetzen und den armen Anwohnern der Hauptverkehrsadern, auf die man den Nachtverkehr beschränken müsste, den Schlaf rauben werden. BG

Ein Riesengag in Basel

Kürzlich wurde der Redaktion des »Zürcher Studenten« eine Einladung der Studentenschaft Basel zu einer Pressekonferenz am Dienstag, den 16. Mai, geschickt. Es handle sich um eine interessante Demonstration, und zudem sei die Angelegenheit photogen.

Nebst diversen Pressevertretern fanden wir uns zu zweit aus Zürich um 11 Uhr am Nadelberg 6 ein. Der Nadelberg ist eine schöne Altstadtgasse in der Nähe der Uni mit einer beidseitig intakten Häuserfront. Nummer 6, ein grosses Gebäude mit reicher Geschichte, das im Frühling neu ausgebaut werden soll und Seminare beherbergen wird, wurde bis dahin von der Studentenschaft übernommen. Hans-Jörg Renk, Präsident der Studentenschaft, informierte bei einem Drink über die nachher abzuhaltende Protestaktion gegen die Verschleppung verschiedener versprochener Vorhaben durch die Regierung.

Sie war geheimgehalten worden, um den Ueberraschungseffekt zu sichern. Dieser blieb nicht aus; denn nach Bekanntwerden erschien der Lebensmittelinspektor und prüfte die Gläser für die Pressekonferenz nach Sauberkeit! Das Genehmigungsamt meldete sich ebenfalls, kapitulierte aber vor dem Fait accompli.

Wo sollen Studenten essen?

In Basel sind die Verhältnisse noch viel prekärer als in Zürich, und die Mentalität der Behörden ist ebenso diskutabel wie sonstwo.

So griff die Studentenschaft zur Selbsthilfe. Und zwar auf äusserst originelle und spektakuläre Weise; denn nur so lässt sich das Interesse der Oeffentlichkeit auf solche Missstände lenken. Was der Basler Aktion speziellen Nachdruck verschaffte, war die Solidarität der Hochschulbehörden. Der Rektor war überall dabei.

Um 12 Uhr setzte vor der Uni am Petersplatz ein malerisches Treiben ein. Das Flugblatt, am Tage zuvor erst verteilt, brachte rund 1000 Studenten zusammen. Studenten kochten für Studenten. Die Armee unterstützte die Aktion durch leihweise Uebergabe einer Gulaschkanone zum Bouillonkochen sowie von 20 Kochkisten, die Migros stellte die Lunchpakete zu äusserst günstigem Preis von Fr. 1.90 und, man höre und staune, der Milchverband stiftete spontan und gratis viele hundert Liter Milch!

Dies war erst der Auftakt zu einer Aktion initiativer studentischer Selbsthilfe, die in den nächsten Tagen weitergeht. Wir werden in der nächsten Nummer einen ausführlichen Bildbericht veröffentlichen; denn auch in Zürich ist etwas Aehnliches überfällig. *BG*

Telegramm

Gestern abend, Dienstag, wurde Heini Wellmann in contumaciam zum Gartenzwerg »verurteilt«. Nach seinem »dümmsten« Votum am 2. Teil des Statuten-DC ist er abgeschlichen, aber die Delegierten erinnerten sich an ihn ...

Flugermässigungen

Inland: 50% auf allen Normaltarifen

Ausland: 25% auf allen Linien, ausgenommen von/nach USA/Kanada, für Flüge zwischen dem Wohnort der Eltern oder des Vormundes und dem Studienort, sofern bei Reiseantritt das 26. Altersjahr noch nicht vollendet ist.

Ueber Einzelheiten und Ausnahmen erteilt die Swissair nähere Auskunft.

»Technika«: Ermässigung auf Abonnement 20%

VSETH

Fondue à l'Américaine

Auch dieses Jahr offeriert der SSR jedem Zürcher Studenten Gratis-Fondue in reizender Damengesellschaft.

Daten: 25., 30. Juni — 15., 18., 20., 24., 28., 29., 30., 31. Juli — 7., 10., 12., 16., 17., 20. August.

Auskunft und Anmeldung möglichst bald beim SSR, Leonhardstrasse 19. Tel. 47 30 00 (Abteilung Incoming Tours).

Wir können dich gleich beruhigen: Fondue ist und bleibt eine schweizerische Spezialität. Wir haben obigen provokativen Titel auch nur gewählt, um dir zu sagen, dass wir dich zu einem Fondue in der reizenden Gesellschaft von amerikanischen Girls einladen möchten. Falls du noch nicht alles einst mühsam erlernte Englisch vergessen hast und deinem Magen zutraust, ein Fondue auch im Hochsommer zu verdauen, so bist du der richtige Mann für unsere Parties.

Der absolut ideale Mann bist du aber, wenn du im letzten Semester an der Fondue-Arbeitsgemeinschaft teilgenommen hast oder dir ähnliche Kenntnisse anderweitig erworben hast, kurz, wenn du also imstande bist, ein Fondue selbständig zu kochen. In diesem Fall würden wir dich gerne als Chefkoch einer Fondue-Party anstellen.

Melde dich auf jeden Fall schleunigst beim SSR, Leonhardstrasse 19. Tel. 47 30 00 (Abteilung Incoming Tours).

An folgenden Daten ist eine Party vorgesehen:

15., 30. Juni. — 15., 18., 20., 24., 28., 29., 30. 31. Juli. — 7., 10., 12., 16., 17., 20. August

N. B. für Korporationen, studentische Vereine und Klubs jeder Art: Falls ihr Interesse habt, mit eurem Klub eine Party zu veranstalten, so stellen wir euch gerne Fondue-Kochgeschirr, oben erwähnte weibliche Gesellschaft »in globo« sowie gewisse finanzielle Mittel zur Verfügung Bitte wendet euch möglichst bald an den SSR!

H. U. Sauser

THEATER

Harald Pinter: »Der Hausmeister«

Kellertheater Winkelwiese 4

Dass die »Villa Tobler« an der Winkelwiese hinter prunkvollem Säulenportal zu ebener Erde einen baulich so schönen und äusserst theaterfähigen Kellerraum birgt, konnte man ja nicht ahnen. Maria von Ostfelden, die am 16. Juni mit ihrem »Studio« hier eingezogen ist, möge endlich in dem geräumigen Lokal ein ungestörter und langjähriger Erfolg beschieden sein!

Im achteckigen Kellergewölbe gruppiert sich das Publikum auf drei Seiten um die Bühne, die damit neue Inszenierungsmöglichkeiten bietet. Der Verzicht auf jegliche Ausstattung und alle unnötigen Requisiten entspricht dem avantgardistischen Programm und besonders dem englischen Autor Pinter, der in erster Linie Phantasie anregen, andeuten und weder sich noch seine Figuren festlegen will. Sein Erfolgsstück, »Der Hausmeister« (»The caretaker«), 1960 in London uraufgeführt, in der Besetzung vom Broadway verfilmt (»The guest«), ist der Versuch einer Loslösung von der französischen Avantgarde. Der reine Surrealismus wird ersetzt durch eine neue Art des Realismus: nicht psychologisch, unproblematisch oder Probleme nur streifend.

Der junge, stotternde Aston (Heinz Bühlmann) hat bei einer Schlägerei den ältlichen, höchst zweifelhaften Landstreicher Davies (Kurt Bigger) heimgebracht, ist rührend naiv um ihn besorgt und will ihn als Hausmeister anstellen. Der »schwafelnde« Strolch mit seinem eigenartigen, grauenerregenden Hang zu Zuchthausandeutungen wird sich aber mit dem Gastgeber nicht verstehen können, der verfolgt und geprägt ist von Entsetzen und Leiden im Irrenhaus. Der ungeheuer geschäftstüchtige Mick – der Bruder Astons (Peter Esser) – erkennt in Davies seinen prädestinierten Partner und macht ihn seinerseits zum Hausmeister. Aber auch diese »Freundschaft« beruht nicht auf wirklichem Einverständnis, und die Illusion zerrinnt so schnell, wie sie entstanden ist. Die ganze Handlung führt ins Absurde.

Der Dialog (in der nichtigsten, alltäglichsten Welt) ist komisch und voll Effekt, dabei platt an der Oberfläche und zuweilen unheimlichgrausig. An die drei Schauspieler, die zwei Stunden ohne Pause durchspielen, werden höchste Anforderungen gestellt, denen sie alle bis zum Schluss gewachsen bleiben! Feinste Nuancierungen, bis ins kleinste durchfeilt und durchgehalten, sowie eine glänzende Differenzierung der Personen verhelfen dem Stück, das vielleicht zuweilen durch die Länge der einzelnen Dialoge ermüdet, zu fast durchgängiger Bühnenwirksamkeit. Besonders hervorgehoben sei die ausserordentliche Leistung Kurt Biggers, dem die Darstellung des »Strolchentyps« grossartig gelungen ist.

Vorstellungen im Kellertheater Winkelwiese 4, täglich ausser Sonntag und Montag. *HS*

Ein Seminar für landwirtschaftliches Bildungswesen

Das Internationale Studienzentrum für Landwirtschaftliches Bildungswesen (CIEA) führt im August 1964 in Zürich den vierten internationalen Kongress durch. Dabei handelt es sich vor allem um gemeinsames Studium und Ueberprüfung der landwirtschaftlichen Unterrichtsmethoden, der Lehrpläne und der Ausbildung der Landwirtschaftslehrer. Um rasche Fortschritte zu erzielen, müssen die von den einzelnen unter den verschiedenartigsten Bedingungen gesammelten Erfahrungen zusammengetragen werden. Durch das Entdecken neuer Perspektiven sollen die Landwirtschaftslehrer und Professoren neue Anregungen zur Vervollkommnung ihrer pädagogischen Tätigkeit und ihres Unterrichtes finden. Diesem Ziel dienen Vorträge, Diskussionen, Austausch der Erfahrungen, Besichtigungen und Studienreisen während des Kurses. *Rü.*

Indien und Nepal

Auf grosse Reise nach Indien und Nepal sind noch zwei Plätze frei.

Transport:	neuer Landrover
Datum:	1. Dez. 64 bis Febr./März 1965
Kosten:	ca. Fr. 3000.– (für Fahrt, Unterkunft und Verpflegung)
Auskunft:	Telefon 33 65 55

DISS — ERTATIONEN

drucken wir mit
IBM-Schrift in Offset
gut - schnell - preiswert

L. Speich AG Zürich
Brandschenkestrasse 47 Tel. (051) 27 08 50

SAB

Dein Einkauf Dein Preis
Dein Laden

im Studheim und Clausiusstr. 35

BUCHBINDEREI
Emil Stamm

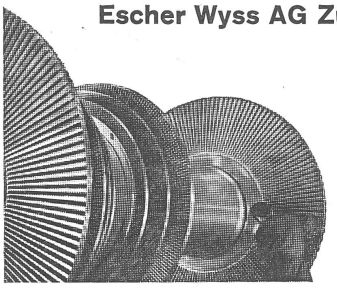
Zürich 6
Gloriastrasse 55
Tel. (051) 47 34 49

Sämtliche Buchbinderarbeiten
Plastikheftung zum Selbstauswechseln

ESCHER WYSS

Wir bauen als einzige Fabrik alle Turbomaschinen für sämtliche Arbeitsmedien, ausserdem Kältemaschinen und Kälteanlagen, Wärmepumpen, Verdampferanlagen, Industriezentrifugen und Zementmaschinen. Dieses weite Tätigkeitsgebiet erschliesst dem jungen Ingenieur viele interessante Möglichkeiten als Forscher, Konstrukteur, Betriebs- und Verkaufs-Ingenieur. Interessenten erhalten bereitwillig Auskunft.

Escher Wyss AG Zürich



Sonnegg-Drogerie

Die Studierenden wissen, dass sie bei uns sämtliche Toiletten- u. Parfümerie-Artikel finden und besonders freundlich und gut bedient werden.

Sonneggstrasse 27
Zürich 6, beim Poly
Telephon 47 64 59
A. Rüedlinger

ASSISTENT

Diese geschützte Fabrikmarke kennzeichnet ein Schweizer Zeichenpapier von hervorragenden Eigenschaften. Es ist lichtbeständig, vergilbt also nicht und lässt sich ohne Sorge radieren. Mit seiner geschmeidigen matten Oberfläche ist Assistent das einzig Richtige für Bleistiftzeichnungen und technische Darstellungen. In Bogen und Rollen erhältlich.

SIHL

SIHL, Zürcher Papierfabrik an der Sihl, Zürich
Telefon 051/232735

Zürich Institut Minerva

Repetitionskurse:
Vordiplome ETH und Propädeutikum für Mediziner

Maturität Handelsschule
ETH Arztgehilfinnenschule

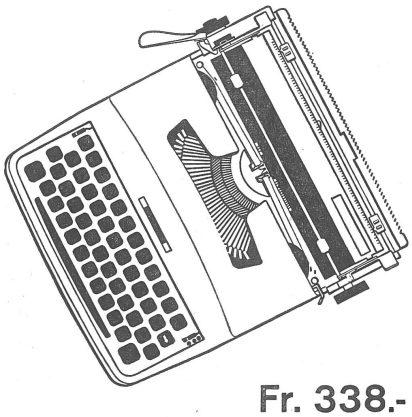
6 Menus gratis . . .

in 40 Tagen erhalten Sie mit unserer Studentenkarte.
(Keine Vorauszahlung, keine Verpflichtung).
Tellerservice ab **Fr. 2.20**

aschinger

Das alkoholfreie Spezialitäten-Restaurant am Hirschenplatz in nächster Nähe der Uni.

Jeden Dienstag und Freitag:
Treffpunkt der Wähen-Liebhaber
(eigene Konditorei)



Fr. 338.-

Die Lettera 32 hat alle Vorzüge einer echten Reiseschreibmaschine, denn sie ist handlich und leicht, geeignet für kleine und grosse Reisen im Auto, der Eisenbahn, dem Flugzeug und jedem anderen Verkehrsmittel. Bequem kann man sie mitnehmen von einem Ende der Welt zum anderen, von einem Ort zum anderen. In jedes Haus gehört heute ein modernes Schreibinstrument, besonders aber eine Reiseschreibmaschine wie die Lettera 32, die alle Einrichtungen einer modernen Büromaschine in sich vereinigt; sie ist widerstandsfähig, robust in der Konstruktion und liefert immer ein klares, regelmässiges Schriftbild.

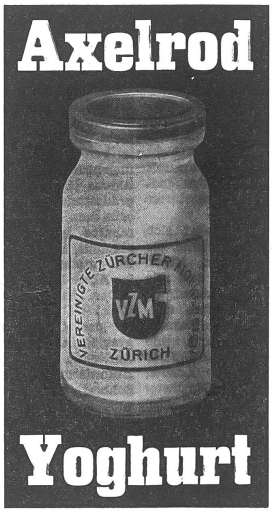
Olivetti Lettera 32

Spezialkonditionen für Studenten bei Zentralstelle der Studentenschaft und S. A. B.

OLIVETTI (SUISSE) S. A. Zürich 3 Steinstraße 21

Verlangen Sie ausdrücklich unser seit 35 Jahren eingeführtes Spezial-Produkt

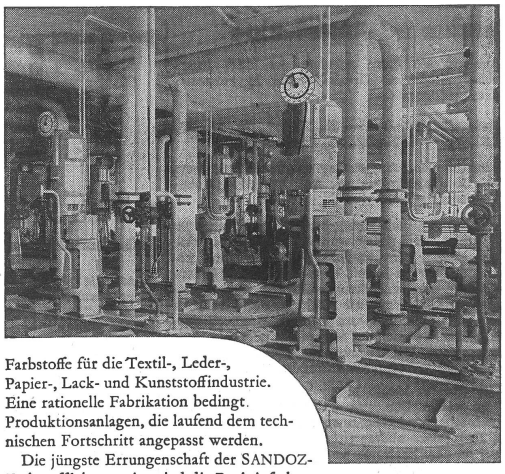
Axelrod



Yoghurt

AG Vereinigte Zürcher Molkereien
Zürich 4

SANDOZ produziert...

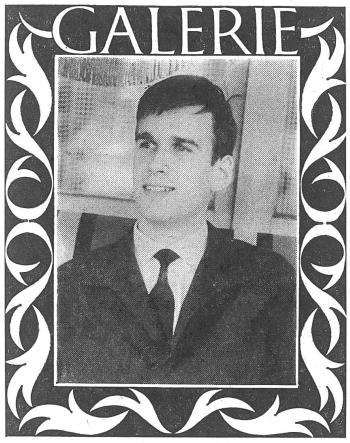


Farbstoffe für die Textil-, Leder-, Papier-, Lack- und Kunststoffindustrie. Eine rationelle Fabrikation bedingt. Produktionsanlagen, die laufend dem technischen Fortschritt angepasst werden.

Die jüngste Errungenschaft der SANDOZ-Farbstofflaboratorien sind die Reaktivfarbstoffe des ®Drimarensortiments, die mit der Faser eine stabile chemische Bindung eingehen und deshalb praktisch perfekte Waschechtheiten aufweisen. Nicht minder strenge Qualitätsanforderungen stellt SANDOZ auch an die von ihr produzierten **Pharmazeutika** und Chemikalien.

SANDOZ AG

Bis jetzt haben nur immer Inhaber von studentischen Aemtern — meistens allerdings »a. D.« — die Ehre gehabt, in dieser Rubrik an die Reihe zu kommen. In der letzten Nummer wäre das auch so gewesen, hätte der Betroffene nicht in letzter Minute das jedem Opfer zustehende Veto gegen das Erscheinen seines Porträts eingelegt. Nun haben wir uns aber einmal auf die Suche nach dem normalen Studenten, dem sogenannten »étudiant de base« oder gar der »étudiante de base« gemacht. Finden konnten wir sie schon, diese Normalstudentinnen und Normalstudenten, aber im Blatt wollten sie sich durchaus nicht abgebildet sehen, vor allem die Studentinnen nicht. In einem Labor im Chemiegebäude des Poly trafen wir dann doch noch einen, der geneigt war:



Manfred Jakob, Abt. IV/8

Manfred wohnt zu Hause, in Wädenswil am Zürichsee, kommt jeden Morgen von da und fährt am Abend zurück. Nach der Matur (1959) arbeitete er ein Jahr als Laborant in der landwirtschaftlichen Versuchsanstalt Wädenswil. Im Militärdienst ist er HD-Sanitätssoldat. Neben dem Studium, das er im nächsten Semester abzuschliessen vorhat, spielt er Klavier und Orgel (Manfred hatte bei unserem Interview die Mappe voll Orgelnoten und nicht voll Chemiebücher). Dazu geht er einmal in der Woche auf den See rudern, und zwar um des Vergnügens und der frischen Luft, nicht um der Leistung willen.

Was Manfred im Studium vermisst, ist ein näherer Kontakt mit den Professoren. Es hat nach seiner Meinung zu viele Studenten in einem Semester oder zu wenig Professoren. Das einzige, das ihn gegenwärtig aufregen kann, ist, wenn es ihm im Labor nicht recht läuft. Lästig seien auch die Formalitäten am Anfang des Semesters, bis man im Labor mit der Arbeit beginnen könne. Eine Mensa, in der man über Mittag eine Stunde gemütlich sitzen könnte, fehlt ihm allenfalls auch noch. Weil es nichts solches gibt, verzehrt er seinen Mittagsimbiss meistens gleich im Labor.

Von den Einrichtungen der Studentenschaft schätzt er vor allem den Verlag und die Kulturstelle der VCS (Vereinigung der Chemiestudierenden). Auch liest er, meistens im Zug, den »Zürcher Studenten« ziemlich gründlich. Er weiss daher, dass es einen VSETH gibt und dass die Studenten ziemlich viele Probleme haben (Zimmernot, Platzmangel in den Hochschulen, Stipendien etc.). Obwohl er von den wenigsten dieser Fragen selber betroffen ist, würde er an einer öffentlichen Demonstration der Studenten zugunsten einer solchen Sache aus Solidarität teilnehmen, sich zum Beispiel sogar bei einem Sitzstreik auf der Rämistrasse beteiligen, unter der Bedingung natürlich, dass er genau informiert würde, um was es gehe, und dass er sicher sein könnte, dass viele andere auch mittäten.

Neben seinen Semesterkollegen und alten Bekannten vom Gymnasium kennt Manfred wenig andere Studenten. Er habe auch wenig Gelegenheit, Leute kennenzulernen, und habe übrigens nicht unbedingt das Bedürfnis danach. Wenn es zum Beispiel ein Studentenfoyer gäbe, würde er wahrscheinlich nicht hingehen. *schi*

Das Bühnenbild nach 1945 (4. Juni bis 15. August)

Ausstellung im Kunstgewerbemuseum

Diese anlässlich der Junifestwochen eröffnete, vom Kunstgewerbemuseum in Zusammenarbeit mit dem Schauspielhaus organisierte Ausstellung bietet anhand von Entwürfen, Modellen und Szenenfotos jeweils repräsentativer Arbeiten einen ausserordentlich lebendigen Querschnitt durch das Theater der letzten 20 Jahre, insbesondere im deutschsprachigen Gebiet, ergänzt durch Beispiele aus Frankreich, England, Italien, Polen und der Tschechoslowakei.

1945 bedeutete für das deutsche Theaterleben die Möglichkeit, geistig an die Leistungen der revolutionären zwanziger Jahre anzuknüpfen, sie als Ausgangspunkt zu benützen. Damals schufen wegweisende Inszenierungen und Experimente die Grundlagen für einen neuen Stil, der das Bühnenbild mittels der Abstraktion in den Dienst des Ausdrucks stellte unter Verzicht auf historische Treue und genaue Nachbildung – eine Bewegung, die erst jetzt, nachdem sich schon vereinzelte Vorläufer erfolglos darum bemüht hatten, zum Durchbruch kam. In ihren geistigen Zielen bildet sie eine Parallele zu den Strömungen der bildenden Kunst zu Beginn des Jahrhunderts.

Diese in ihrem Suchen nach neuen Ausdrucksmöglichkeiten ungemein fruchtbare Theaterperiode fand ein plötzliches Ende mit der Machtergreifung der Nationalsozialisten.

Wenn auch auf dem Gebiet des Bühnenbilds mehr Freiheiten bestanden als etwa in der Architektur, so verunmöglichte doch der vom Staat dem Künstler auferlegte neuklassizistische Monumentalstil eine lebendige Weiterentwicklung.

So setzte erst nach Kriegsende wieder die lebendige Auseinandersetzung ein mit den neu errungenen Freiheiten der szenischen Sprache im Sinne einer praktischen Auswertung, Ueberprüfung, Verfeinerung, Ergänzung oder Ablehnung und Neubildung. Dazu kamen neue Anregungen und Wechselwirkungen zustande durch die zeitgenössischen Bestrebungen in der bildenden Kunst, durch die jüngsten Fortschritte der Technik, durch die Entdeckung des Reizes neuer Materialien, durch die Entwicklung des Films als neuen Kunstzweigs, durch unser ständig erweitertes kulturhistorisches Wissen sowie durch das Verständnis und die Aneignung von Elementen der künstlerischen Ausdrucksweise fremder Völker (was in der Malerei der Gegenwart sich in einer oft sehr weitgehenden Internationalisierung des Stiles zeigt) und, von besonderer Wichtigkeit, die Forderung bedeutender Theaterautoren wie Brecht, die, von der Veränderung der modernen Gesellschaft ausgehend, an ihren Stükken einen neuen Theaterstil erarbeiteten, welcher sich auch auf die Aufführungspraxis klassischer Stücke auswirkte.

Das alles hat zu einer ungeheuren Bereicherung der Bühnensprache beigetragen und die Stellung des Bühnenbildners wesentlich verändert, indem heute seine Arbeit nicht von vornherein mit der täuschenden Nachbildung einer historischen oder gegenwärtigen Wirklichkeit genau definiert ist, sondern ihm nun ein Instrumentarium von unzähligen Möglichkeiten zur Verfügung steht, mit dessen Hilfe er durch kluge Wahl der formalen Mittel eine Interpretierung der Realität im Sinne der Inszenierung zu geben hat, gestaltet durch seinen Intellekt und bereichert durch seine Phantasie.

Mit diesem gewonnenen Spielraum ergibt sich für jedes Stück eine solche Vielfalt gleichermassen gültiger szenischer Lösungen, wie sie bei einer dem getreuen Abbild der materiellen Wirklichkeit verhafteten Auffassung wegen deren Verbindlichkeit niemals möglich wird. (Es ist eines der Verdienste dieser Ausstellung, gerade diesen Punkt durch die entsprechende Auswahl und Gegenüberstellung des Materials deutlich zu machen.)

Das Bühnenbild tritt damit aus dem Stand der passiven, statischen Dekoration in den Stand eines aktiv mitspielenden Teiles der Aufführung und wird zu einem festen Bestandteil der Regiekonzeption, an welcher der Bühnenbildner nun seinen schöpferischen Anteil nimmt. Das Bühnenbild soll weder »Bild« im eigentlichen Sinne sein, ein materielles Eigenleben führen, noch Architektur, Bauwerk, sondern den Spiel-Raum bilden, der mit möglichster Klarheit die Vermittlung und Gliederung des dichterischen Sinngehaltes in seinem szenischen Ablauf ermöglicht.

Dazu der Regisseur Harry Buckwitz:

»Die Phantasie des Optischen darf nie die Phantasie des Geistigen überrunden. Die gefährlichsten Irreführungen geschehen im Reich des Dekorativen. Die Andeutung, die Chiffre, der Orientierungspunkt, das unverwechselbar Gegenständliche in einem irreal magischen oder irreal nüchternen Raum ist meine Forderung an den Bühnenbildner. Ich brauche ein Spielgerüst mit sparsamen Hinweisen ins Transzendente, Sinnenhafte, Heroische oder Parodistische, je nach dem Grundgehalt des Stückes. Ich brauche ein Bühnenbild, dem man schon vor dem ersten gesprochenen Wort ansieht, was gemeint ist. Ich brauche einen Bühnenbildner, der bereit und befähigt ist, die Rollen zu vertauschen, so dass meine optischen Vorstellungen durch sein regieliches Einfühlungsvermögen in ein produktives Spannungsverhältnis geraten.«

In diesem Sinne sind auch die ausgestellten Entwürfe zu betrachten, sozusagen auf die Erfüllung ihrer dramaturgischen Funktion hin, und nicht in erster Linie als mehr oder weniger gelungene graphische Blätter, wenn auch dieser zusätzliche Reiz, wo er gegeben ist, den Genuss noch erhöhen kann.

In vollem Mass verwirklichen sich die angedeuteten Tendenzen auf dem Gebiet des modernen Sprechtheaters; in der Operninszenierung sind sie zwar ebenfalls lebendig, aber es sind ihnen durch die andersgearteten Erfordernisse dieser Kunstgattung, welche mehr die Sinne als den Intellekt anspricht, Grenzen gesetzt, während in der Domäne des Balletts sich die rein malerische Auffassung des Bühnenbildes traditionsgemäss am reinsten behaupten konnte. So ist es natürlich, dass bekannte Maler, die sich auf dem Gebiet des Bühnenbildes betätigen, wie das besonders in Frankreich der Fall ist, hier am erfolgreichsten sind. Auch davon enthält die Ausstellung mehrere schöne Beispiele.

Stefano Bianca, stud. arch.

VAR

25 000 weitere Studenten sollen an ägyptischen Universitäten aufgenommen werden, trotzdem sich die Studentenzahl in den letzten 10 Jahren auf mehr als 95 000 Studierende verdoppelt hat. Allein im Finanzjahr 1964/65 sollen mehr als 285 Millionen Franken für die Hochschulen ausgeben werden. (ew)

Paraguay

Der Nationalverband hat die Errichtung des ersten von Studenten verwalteten Wohnheimes in Asunción beschlossen. Es soll ein Haus gemietet und für 36 Studenten eingerichtet werden. (WUS – News)

Deutschland

In Berlin ist als vierte Institution, die sich ausschliesslich mit Problemen der Entwicklungsländer befasst, das Institut für Entwicklungspolitik gegründet worden. Fachleute mit Hochschulabschluss erhalten dort eine einjährige Spezialausbildung, wo Probleme der Planungstechnik, Regionalkunde und der Internationalen Organisationen nebst politischen, kulturellen und sozialen Fragen gelehrt werden. Absolventen mit dieser Spezialausbildung sollen später in internationalen Organisationen oder in Ministerien von Regierungen der Entwicklungsländer tätig sein. (Studentenspiegel/ew)

Ecuador

Die Federation of University Students wurde nach einem einjährigen Seilziehen nach den kürzlichen Studentenunruhen durch die Militärjunta aufgelöst. Ein neuer Verband darf nur gegründet werden, wenn er keine politischen Ziele verfolgt. Er hat sich also nur mit sportlichen, sozialen und kulturellen Zielen zu befassen. Daneben wurden von der Junta neue Gesetze erlassen, die dem Staat ein sehr weitgehendes Mitspracherecht in Universitätsfragen sichern. So werden Länge und Anzahl der Urlaube nebst weiteren, sehr einschneidenden Massnahmen geregelt. (news features)

Grundsatzentschliessung des VSS anlässlich des Expo-Studententages

Die im Verband der Schweizerischen Studentenschaften (VSS) vereinigten gewählten Vertreter der Studenten der Schweiz, versammelt in ausserordentlicher Generalversammlung am 22. Mai 1964 in Lausanne, im Bewusstsein der Verantwortung, die ihnen in der Entwicklung des höheren Bildungswesens zufällt:

halten dafür, dass die gesamte Entwicklung der Schweiz teilweise von der vermehrten Heranbildung fähiger höherer Kader abhängt;

betrachten die Erleichterung des Zugangs zum Studium als wichtigstes Mittel, um einen genügenden Nachwuchs in den akadem. Berufszweigen sicherzustellen; deshalb sollen die Universitäten und Hochschulen in der Lage sein, eine wachsende Zahl von Studenten aufzunehmen;

halten es für notwendig, dass der VSS über eine in sich geschlossene, langfristige Konzeption in Hochschul- und damit verbundenen Sozialfragen verfüge.

Sie erklären:

1. Das Spiel der demokratischen Einrichtungen einer Gemeinschaft kann nur dann sichergestellt werden, wenn jedes ihrer Mitglieder über genügend Informationsmöglichkeiten, Schulung und Verantwortungsgefühl verfügt.

2. Die Grundlage aller Bildungspolitik ist das Recht auf Bildung.

3. Dieses Recht beinhaltet die Ermöglichung des Studiums für alle, welche die geistigen Voraussetzungen mitbringen, ungeachtet ihrer sozialen Herkunft. Gewährleistet wird dieses Recht durch den Ausbau der Hochschulen, durch Schaffung vermehrter Dozenten- und Assistentenstellen; durch den Bau von studentischen Wohn- und Verpflegungsstätten und durch einen vermehrten Ausbau der sozialen Sicherheit. Diese Bestrebungen bedingen eine umfassende kantonale und eidgenössische Finanzhilfe.

4. Der Student muss Ort und Art seines Studiums frei wählen können. Der Student soll, bevor er seine Wahl trifft, über die Bedürfnisse der Gesellschaft aufgeklärt worden sein, namentlich durch die Berufsberatung.

5. Der Student hat das Recht, sich im Schosse der Hochschule frei zu organisieren und durch seine Vertretung in der Studentenschaft und in der Fachschaft teilzuhaben an der Leitung der Hochschule und an ihrer Organisation.

Wünschbar ist die Zusammenarbeit mit den Dozenten und Behörden in der Aufstellung der Lehrpläne und der Gestaltung des Vorlesungsstoffes. Als Mitträger der Verantwortung für die Hochschule muss der Student ihre Integrität verbürgen.

6. Der Student hat die Verpflichtung, nach wissenschaftlicher Wahrheit zu forschen. Er muss sein Wissen so lange vertiefen können, als er es für wünschbar erachtet.

7. Das Studium soll das Verantwortungsbewusstsein des Studenten durch eine Bildung fördern, die ihn ein vollgültiges Glied der staatlichen, wirtschaftlichen und menschlichen Gemeinschaft werden lässt.

8. Das Studium soll sich nicht auf das Fachliche beschränken; dies bedeutet, dass es mit der Entwicklung der Wissenschaft Schritt halten, Denksysteme vermitteln und den kritischen Geist entwickeln muss. Daher ist eine kritische Stellungsnahme zur gegenwärtigen Situation und zu den Entwicklungstendenzen der Gesellschaft eingeschlossen. Diese Ziele lassen sich am besten in einer stetigen Konfrontation des Studenten mit seiner Umwelt erreichen.

9. Als Treuhänderin der akademischen Freiheit soll die Hochschule frei sein von Einflüssen des Staates und wirtschaftlicher Interessen.

10. Die Gesellschaft soll den Gliedern der Universität, Professoren, Assistenten und Studenten die Möglichkeit gewährleisten, in aller Unabhängigkeit und unter günstigen Umständen zu arbeiten.

11. Die Hochschule soll ihre Bedürfnisse gegenüber der Gesellschaft geltend machen, damit jeder Bürger seine entsprechende Verantwortung übernehmen kann.

Kenner kennen KENT

Nur KENT besitzt den neuen Micronite-Filter!

King Size und Box Fr. 1.20

Es ist nicht mehr zeitgemäss, Risiken selber zu tragen

Man überbindet sie der Versicherung. In erster Linie deckt man sich gegen die unberechenbaren Gefahren, wie Unfall, Krankheit und Haftpflichtansprüche Dritter. Sind Sie gegen solche Ereignisse ausreichend geschützt? Die «Zürich» hilft Ihnen gerne, bestehende Lücken zu schliessen. Mit ihrer 90jährigen Erfahrung, ihrer weltweiten Organisation und ihren gut geschulten Vertretern kann sie Ihnen viele Vorteile bieten.

Im Durchschnitt werden der «Zürich» pro Woche 22 300 Schadenfälle angezeigt. Woche um Woche sind also 22 300 vom Pech Betroffene froh, eine «Zürich»-Police zu besitzen.

«ZÜRICH» Versicherungs-Gesellschaft

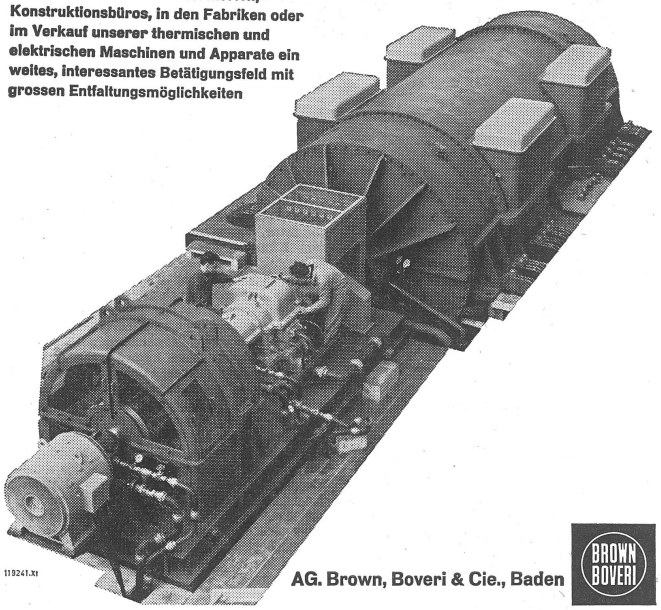
Mythenquai 2, Zürich 2, Tel. 051 / 27 36 10

Versicherungszweige: Unfall, Krankheit, Haftpflicht, Kasko, Diebstahl u. Beraubung, Baugarantie, Kaution, Veruntreuung

Für aufgeschlossene, junge

Akademiker

bieten wir in unseren Laboratorien, Konstruktionsbüros, in den Fabriken oder im Verkauf unserer thermischen und elektrischen Maschinen und Apparate ein weites, interessantes Betätigungsfeld mit grossen Entfaltungsmöglichkeiten



119241.XI

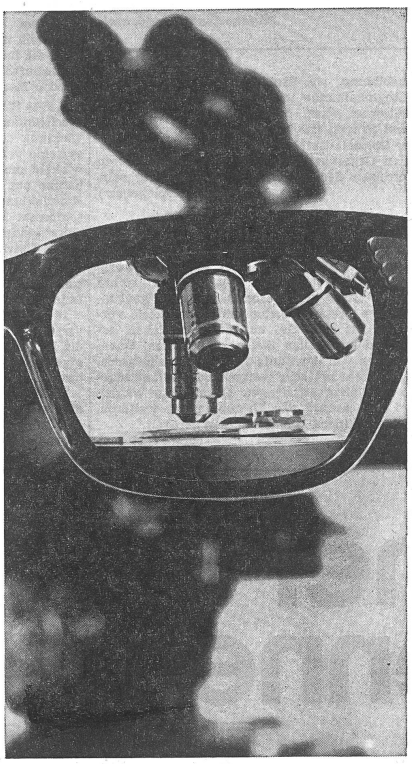
AG. Brown, Boveri & Cie., Baden

BROWN BOVERI

präzision

Das Vertrauen Ihrer Kunden wird durch Ihr fachliches Können und die Qualität der von Ihnen angebotenen Erzeugnisse bestimmt.

Die Leistung führender Wissenschaftler, die Erfahrung qualifizierter Fachkräfte, exakte Fertigungskontrollen, begründen das Vertrauen der Öffentlichkeit zur Marke ZEISS.



Generalvertretung für die Schweiz

GANZ Optar AG ZÜRICH

Bahnhofstr. 40 Tel. (051) 251675

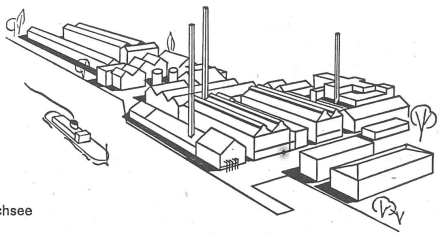
CARL ZEISS, Oberkochen/Württ.

CARL ZEISS

Das Zeichen weltberühmter Optik

Chemische Fabrik Uetikon

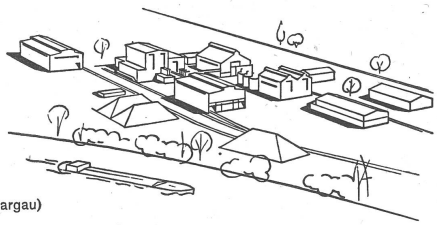
Uetikon am See



Werk Uetikon am Zürichsee

Uetikon

Seit über 140 Jahren massgebender schweizerischer Produzent von Schwefelsäure und andern anorganischen Schwerchemikalien, wie Phosphor- und Salzsäure, Sulfate, Sulfite, Silikate, Phosphate, Phosphatdüngemittel, die als Roh- und Hilfsstoffe für unsere Industrien und die Landwirtschaft unentbehrlich sind



Werk Full am Rhein (Aargau)

SEITE DER WISSENSCHAFT

Der Chemiker in der Industrie

Die meisten Chemie-Studenten sehen ihre berufliche Zukunft in der Forschung. Die wenigsten sind im Bilde über die heute vielfältigen Einsatzmöglichkeiten ihres Berufes selbst innerhalb einer einzelnen Firma. Wir drucken deshalb nachstehend den Artikel eines Chemikers ab, der schon viele Jahre in der Industrie tätig ist und der deshalb die Vielseitigkeit des Berufes des Chemikers genau kennt. Besonders aktuell ist dieser Beitrag im Zusammenhang mit der Reform der Abteilung IV an der ETH, wo es sich zeigte, dass erstens die Studierenden nicht klar genug wussten, welche Richtung, die technische oder die wissenschaftliche, sie wählen sollten, und wo zweitens die zahlenmässigen Entscheide nicht ganz der Erwartung der Professoren entsprachen.

In der Mittelschule lernt der angehende Akademiker neben den Sprachen alle Geistes- und Naturwissenschaften so weit kennen, dass er sich darüber Rechenschaft ablegen kann, um was es sich bei den einzelnen Wissensgebieten handelt. Wenn dies erreicht ist, wird er nach einer feierlichen Abschlussprüfung maturus erklärt. Wählt er sodann aus den vielen Möglichkeiten die Chemie als Studium an der Hochschule, so vermittelt ihm dieses die Grundlagen für seinen künftigen Beruf. Er lernt dabei das grosse Gebiet der Umwandlung von Stoffen kennen, welche in ihrer praktischen Anwendung von der Metallurgie, von Zement, Porzellan, von den anorganischen und organischen Grundstoffen, von der Gärung, den Nahrungs- und Genussmitteln, von der Textil- und Lederausrüstung, von Farbstoffen, Kunststoffen, Treibstoffen und Schmiermitteln, Schädlingsbekämpfungsmitteln, Riechstoffen, Kosmetika und Strahlenschutzmitteln bis zu den Explosivstoffen und Heilmitteln geht. An der Abschlussprüfung der Hochschule wird er mit dem Doktorhut bekleidet und für das weite Gebiet der Chemie als maturus befunden. Dann wird er aus den vielen Möglichkeiten, die dieses Fach bietet, eine auslesen und diese zu seinem Berufe machen. Zweck der nachstehenden Ausführungen ist, die verschiedenen Betätigungsmöglichkeiten des Chemikers in der Industrie kurz zu charakterisieren.

Sie liegen

— in der Forschung
— auf dem Gebiet der Patente und Literatur
— in der Verfahrensentwicklung
— in der Analyse
— in der Fabrikation
— in der Applikation
— im Verkauf.

1. Die Tätigkeit des Chemikers in der Forschung

Weitaus die meisten Chemiker, die sich von der Hochschule her in der Industrie vorstellen, möchten in der Forschung arbeiten. Sie sind mit dieser Arbeit vertraut, weil ihre Dissertation meistens eine in sich geschlossene Forschungsaufgabe darstellt.

Im Gegensatz zur Hochschule ist das Endziel der Forschung in der Industrie nicht a priori eine wissenschaftliche Erkenntnis, sondern das dank einer Erkenntnis aufgefundene und entwickelte, verkaufsfähige Produkt. Die Grundlagenforschung ist deshalb nicht Selbstzweck. Sie wird in der Industrie ebenfalls betrieben, jedoch nur soweit sie Erkenntnisse für die eigentliche Aufgabe liefert.

Die Aufgabe des Forschungschemikers ist eine zweifache. Einerseits besteht sie in der sauberen, speditiven Herstellung einer chemischen Verbindung irgendwelcher Zusammensetzung, anderseits aber in der Schaffung einer Substanz mit einer definierten Wirkung, möglichst frei von unerwünschten Nebenwirkungen.

Die erstere der genannten Aufgaben knüpft an die Kenntnisse an, die an der Universität erworben wurden. Sie verlangt ein sauberes präparatives Arbeiten unter Zuhilfenahme aller zur Verfügung stehenden Hilfsmittel und gute Beobachtung und Kenntnis der einschlägigen Verfahren. Sie wird den jungen Forscher namentlich am Anfang vorwiegend beschäftigen, bis er sich in seine neue Tätigkeit eingearbeitet hat. Es ist jedoch das Ziel des strebsamen Forschungschemikers, auch die zweite, das heisst die schöpferische Aufgabe zu übernehmen und sich seine chemischen Probleme einmal selbst zu stellen. Maturus für diese Aufgabe ist er dann, wenn er in der Lage ist, innerhalb seines Fachgebietes Konstitution und Wirkungsweise abzuwägen und entsprechend dem Stande der Technik kritisch zu beurteilen. Dazu braucht es eine eingehende Kenntnis der Fachliteratur, Phantasie, Initiative und eine grosse, in der Firma gewonnene Erfahrung über die Wirkungsweise der bereits früher hergestellten Substanzen. Nicht alle hoffnungsvoll in die Firma eintretenden Forschungschemiker erreichen jedoch diese vollwertige chemische Reife oder Maturität. Der Satz: »Research is 90% perspiration and 10% inspiration« ist auch in der industriellen Forschung nur allzu wahr.

Die Arbeit in der Forschung ist reich an Enttäuschungen. Hunderte, ja Tausende von Produkten werden gebaut und kommen mit dem Prädikat »unbrauchbar« oder mit diversen Wenn und Aber behaftet aus der Prüfung zurück. Nur wer ungeachtet der Enttäuschungen mit unbeugsamem Willen zum Erfolg immer wieder neu anfängt und seine Kollegen mitreisst, kommt in der Forschung vorwärts. Der erfolgreiche Forscher betreibt seinen Beruf nicht zum Broterwerb, sondern aus Sport, aus persönlichem Hobby, oder aus Leidenschaft. Er muss mit seinen Problemen leben und um deren Verwirklichung ringen.

Anderseits ist die persönliche Befriedigung gross, wenn eines seiner »Kinder« alle Prüfungen bestanden hat, in Fabrikation genommen wird, sich im Umsatz entwickelt, über die ganze Welt verkauft wird und in den Fachzeitschriften als Bereicherung der Technik Anerkennung findet.

Ein guter Forscher kann während Jahren bis Jahrzehnten durch seine Arbeit und seine Ideen die Entwicklung einer Firma massgebend beeinflussen. Eine gute und schlagfertige Forschung ist eine Voraussetzung für die künftige Entwicklung unserer schweizerischen chemischen Industrie.

2. Die Arbeiten in der Patentabteilung

Wird ein Produkt aus der Forschung von der Prüfstelle als interessant befunden, so muss es so rasch als möglich, meistens bevor der ganze Erfindungsgegenstand fertig bearbeitet ist, zum Patent angemeldet werden. Diese Arbeit gehört zum Aufgabenkreis des Patentchemikers.

Der Patentchemiker bespricht mit dem Erfinder den Umfang des zu patentierenden Gegenstandes. Er stellt Fragen nach dem Stande der Technik und ob diese und jene Verbindungen auch mitgeschützt werden sollen. Er sieht die Probleme von einer anderen Seite als der Forscher und hat schon oft wesentlich an die endgültige Ausgestaltung einer Erfindung beigetragen. Er ist verantwortlich für die Abfassung der Anmeldung und für die Formulierung des Patentanspruches. Er hat die Patente gemeinsam mit dem Erfinder gegen die Einwendungen der verschiedenen Aemter zu verteidigen. Dabei fallen dem Erfinder die präparativen Arbeiten, dem Patentchemiker die patentrechtlichen Ueberlegungen und der Verkehr mit den Patentämtern zu.

Ist ein Patent erteilt, so wird der Patentchemiker bei Streitigkeiten mit Konkurrenzfirmen, beim Abschluss von Lizenzverträgen oder als Berater bei Verletzungsklagen gegen fremde Firmen zugezogen. Auch bei patentrechtlichen Klagen Dritter gegen die eigene Firma hat er als Patentfachmann mitzureden. Für die zuletzt genannten Aufgaben braucht es schlagfertiges, streng logisches Denken und die Fähigkeit und Freude zu unterhandeln. Dabei kommt der Patentchemiker oft in fremde Länder zu Verhandlungen mit befreundeten Firmen und Konkurrenten.

Die Arbeit in der Patentabteilung ist recht vielseitig. Alles, was in einer Firma Neues geforscht oder was verbessert wird, strömt hier zusammen, um auf Neuheit, Erfindungshöhe und Bereicherung der Technik untersucht zu werden. Was nützt die schönste Erfindung, wenn sie von allen Konkurrenten nachgeahmt oder ausgewertet werden kann: Nur ein umfassend patentierter Gedanke gibt dem Verkauf während einer gewissen Zeit für ein bestimmtes Produkt eine Monopolstellung.

Dem Patentchemiker untersteht auch die Literaturabteilung mit Bibliothek, Literaturverarbeitung und Literaturkartei. Für die Literaturarbeiten braucht es Freude am Studieren und Lesen und am Verarbeiten des erfassten Stoffes.

3. Der Chemiker in der Verfahrensentwicklung

Die Verfahrensentwicklung oder das chemical engineering ist ein moderner Zweig der Chemie. Konkurrenzfähig ist auf die Dauer nur diejenige Firma, welche die Produkte nach den besten Verfahren herstellt.

In der Verfahrensentwicklung werden neue oder bestehende Herstellungswege unter Zuhilfenahme der modernsten messtechnischen, physikalischen und chemisch-präparativen oder -analytischen Methoden untersucht, um die für eine Umsetzung günstigsten Bedingungen herauszufinden. Während der Forschungschemiker eine Unzahl chemischer Verbindungen und deren Eigenschaften kennen muss, hat der Verfahrenschemiker seinen Operationen die allerletzten Geheimnisse zu entlocken.

Er muss sich Rechenschaft geben über die Kinetik seiner Reaktion oder über die Beeinflussung von Gleichgewichten durch Temperatur, Zeit, Druck, Volumen, pH, Ionenkonzentration oder Lösungsmittel. Auch die physikalische Form der Zwischen- und Endprodukte studiert er, denn jene können die Qualität der Endprodukte beeinflussen, oder aber sie sind massgebend für die Aufarbeitung, zum Beispiel für die Filtrierbarkeit derselben.

Die Aufgabe des Verfahrenschemikers zielt jedoch nicht allein nach der optimalen Ausbeute; mitbestimmend für den Preis einer chemischen Verbindung sind auch die Fabrikationskosten. Dazu gehören die Anzahl der erforderlichen Operationen, die zu verwendenden Chemikalien, die Lösungsmittel und deren Regeneration, die aufzuwendenden Arbeitsstunden, die benötigten Energien und die Beanspruchung und zeitliche Belegung vorhandener Apparaturen.

Um seiner Aufgabe gerecht zu werden, muss der Chemiker in der Verfahrensentwicklung die Ausrüstung und die Möglichkeiten der Fabrikationsbetriebe kennen und eng mit den Betriebschemikern und mit der Kalkulation zusammenarbeiten.

Für grössere Produkte, besonders für Basisprodukte, stellt sich die Frage, ob die Fabrikation ansatzweise oder kontinuierlich durchgeführt werden soll. Für kontinuierliche Prozesse spielt neben der genauen Kenntnis der Reaktion die Konstruktion der Apparate eine ausschlaggebende Rolle. Daher ist Zusammenarbeit mit den Ingenieuren und den apparateherstellenden Firmen notwendig und Freude am Basteln nützlich. Besonders geeignet für kontinuierliche Fabrikation sind die katalytischen Prozesse.

4. Die Aufgaben des Analytikers

Alle in einer Firma eingehenden Chemikalien und alle bei der Fabrikation, in der Forschung und Verfahrensentwicklung auftretenden Zwischen- und Endprodukte werden im analytischen Laboratorium auf Reinheit und Gehalt untersucht. Dabei werden die immer wiederkehrenden Analysen von Hilfskräften ausgeführt. Der Analytiker selbst sucht nach neuen arbeitsparenden Analysenmethoden. Er klärt auch die Zusammensetzung von Konkurrenzproduktion auf und überwacht die Routinearbeit der Laboranten.

Der moderne Analytiker arbeitet immer mehr mit physikalischen Mess- und Untersuchungsmethoden. Gravimetrische Bestimmungen werden seltener. Einen Begriff über die Vielseitigkeit der Arbeiten im analytischen Laboratorium vermittelt nachstehende Aufzählung:

— *Bestimmung physikalischer Konstanten,* wie Schmelzpunkt, Erstarrungspunkt, Siedepunkt, spezifisches Gewicht, Berechnungsindex, Ultraviolett- und Infrarot-Absorption, Refraktion.

— *Papierchromatographie,* Gaschromatographie, Elektrophorese.

— *Elementaranalyse* als Mikro-, Makro- und Halb-Mikro-Analysen.

— Potentiometrie, Redoxtitrationen, Komplexometrie, Spurenmetallbestimmung.

— *Bestimmung reaktionsfähiger Gruppen,* und zwar meist titrimetrisch, potentiometrisch oder photometrisch. Dabei kommen ungefähr alle quantitativ verlaufenden Reaktionen als Bestimmungsmethode in Frage, wie z. B. Reduktion, Oxydation, Verseifung, Diazotierung, Kupplung, Halogenierung, Acetylierung und Kondensationen aller Art.

Analytiker wird vorzugsweise derjenige Chemiker, welcher speziell Freude am Messen und Untersuchen hat.

5. Die Pflichten des Chemikers in der Fabrikation

Im Fabrikationsbetrieb beginnt die wirtschaftliche Realisierung der Arbeit des Forschungschemikers. Wenn ein in der Forschung entwickeltes Präparat die Hürden der Qualitätsprüfung und der Kostenberechnung genommen hat, kommt es in die Hände des Fabrikationschemikers. Er hat die Aufgabe, das für Laboratoriumsverhältnisse aufgestellte Herstellungsverfahren technisch zu überarbeiten und so zu modifizieren, dass es im Betrieb in grossen Ansätzen fabriziert werden kann. In schwierigen Fällen hilft ihm dabei die Verfahrensentwicklungsabteilung. Ein erster Schritt in den Betrieb, eine Probefabrikation, deckt oft Schwierigkeiten auf, die eine weitere Bearbeitung im Betriebslaboratorium nötig machen, bis die Fabrikation schliesslich störungsfrei läuft. Bei dieser Arbeit kann der Fabrikationschemiker seine Fachkenntnisse in vollem Masse einsetzen. Die Anforderungen, die an ihn gestellt werden, sind etwas anders gelagert als beim Forschungschemiker. Neben der reinen Chemie spielen Kenntnisse des Apparatewesens und der energetischen Verhältnisse eine Rolle, Kenntnisse, die heute noch meistens mit den Erfahrungen der ersten Betriebstätigkeit erworben werden.

Diese Tätigkeit bildet aber nur einen Teil des Arbeitsbereiches des Fabrikationschemikers. Ihm ist die Aufgabe übertragen, innerhalb einer chemischen Fabrik einen Betriebsteil zu führen oder bei der Betriebsführung mitzuarbeiten mit dem Ziel, Produkte wirtschaftlich zu fabrizieren. Dazu gehören organisatorische und planerische Arbeiten. Beruhend einerseits auf den Bedürfnissen des Verkaufs, anderseits auf den Gegebenheiten der apparativen Einrichtungen, die ihm zur Verfügung stehen, hat er periodisch Fabrikationspläne aufzustellen. Er fordert bei anderen Stellen des Werkes die für die geplante Produktion benötigten Rohstoffe und Hilfsmittel an und sorgt dafür, dass ihm die nötigen Arbeitskräfte zugewiesen werden Er befasst sich auch mit der Planung seines Betriebes auf weitere Sicht, indem er die Entwicklung seiner Fabrikationsprodukte beobachtet und rechtzeitig Verbesserungs- und Erweiterungsvorschläge für seine Fabrikationseinrichtungen macht, um kommenden Anforderungen gerecht werden zu können. Wenn solche Vorschläge von den vorgesetzten Instanzen genehmigt werden, folgen daraus in Zusammenarbeit mit den Ingenieuren Projektbearbeitungen für die Neuinstallation von Apparaturen.

Zu den täglichen Pflichten des Fabrikationschemikers gehört die Ueberwachung der Fabrikationsprozesse, die Behebung von dabei auftretenden Schwierigkeiten, die Sorge für Betriebshygiene und Unfallverhütung und die Kontrolle des Einsatzes von Arbeitskräften und Hilfsmitteln. Immer wieder hat er auch in Zusammenarbeit mit der Kalkulationsabteilung die Wirtschaftlichkeit der Arbeit in seinem Betrieb zu überprüfen. Im Betriebslaboratorium laufen daneben die Kontrolle der fabrizierten Produkte in Zwischen- und Endstadien und die Verfahrensbearbeitung, der sich auch für längst eingeführte Produkte immer wieder neue Möglichkeiten bieten.

Eine besondere wichtige Stelle nimmt im Tätigkeitsbereich des Fabrikationschemikers die Personalführung ein. Der Einsatz der Arbeitskräfte ist nicht nur eine organisatorische Angelegenheit. Er kann nur richtig erfolgen, wenn die Fähigkeiten und Kenntnisse der Mitarbeiter sorgfältig beurteilt und ständig weiter gefördert werden. In der Praxis heisst dies Qualifikation und Instruktion. Diese Mittel richtig angewandt, geben die Möglichkeit, die Arbeitskräfte wirtschaftlich einzusetzen; sie helfen aber auch die Mitarbeiter aller Stufen gerecht und menschlich zu behandeln und ein gutes Arbeitsklima zu schaffen, ohne das ein Betrieb auf die Dauer nicht auskommt.

Das Berufsbild des Fabrikationschemikers geht weit über die rein chemische Betätigung hinaus und erstreckt sich auf ein Arbeitsfeld, das für Chemiker geschaffen ist, die Freude am Planen, Organisieren, Behandeln von technischen Problemen und an der Menschenführung haben.

6. Der Aufgabenkreis in der Applikation

In kaum einer Sparte wie in der Applikation hat sich der Chemiker, sofern er die Arbeit überhaupt übernehmen kann, zu spezialisieren und mit Berufskollegen anderer Fakultäten zusammenzuarbeiten.

Auch für eine grosse Firma ist es in Anbetracht der raschen Entwicklung der Technik oft nicht möglich, die Spezialisten für die Applikation selbst nachzuziehen und auf ihre Aufgabe vorzubereiten. Sie sieht sich manchmal genötigt, die Fachleute in der ihre Produkte verarbeitenden Industrie zu suchen. Nur ein Fachmann, der mehrere Jahre in einem solchen Betrieb gearbeitet hat, kennt alle Bedürfnisse derselben und kann nötigenfalls beim Auftreten von Schwierigkeiten mit den dort verwendeten Produkten wirklich fachmännischen Rat erteilen. Woher sollen beispielsweise die Entwicklungsstellen für industrielle Chemikalien die subtilen Anforderungen von Zusätzen kennen, welche an ein Schmiermittel für Düsenflugzeugmotoren gestellt werden, an Antioxydantien für Schmiermittel und Chemiefasern, oder an Strahlenschutzmittel für Kosmetika, Kunststoffe und Chemiefasern, wenn nicht aus eigener, langer Praxis.

Es ist schwierig, ein generelles Berufsbild zu zeichnen, welches für alle Applikationsabteilungen Gültigkeit hätte, da die Arbeitsrichtungen der Sache entsprechend sehr vielgestaltig sind. Es geht hier um

— die Untersuchung von Präparaten aus der Forschungsabteilung

— die laufende anwendungstechnische Prüfung fabrizierter Produkte auf gleichbleibende Qualität

— die Ausarbeitung von Handelsformen für bestehende oder neue chemische Produkte (Emulsionen, Streupulver u. a.)

— die Ausarbeitung von Gebrauchsvorschriften für die Kundschaft

— die Unterstützung des Verkaufs in Propaganda, Kundenberatung, Reisetätigkeit.

Für die einzelnen Arbeitsgebiete werden vielfach mit der Praxis vertraute Techniker eingesetzt. Der Chemiker koordiniert deren Arbeiten und sorgt für den Austausch von Erfahrungen zwischen Applikation und Forschung einerseits und Verkauf und Propaganda anderseits. Die Applikation der Pharmazeutika wird von Medizinern, Pharmakologen und Biochemikern, diejenige der Schädlingsbekämpfungsmittel von Biologen oder Entomologen betreut.

Die Chemiker in allen Applikationsabteilungen müssen in lebendigem Kontakt mit der Kundschaft sein. Sie sollen die neusten Entwicklungen in der Verwendung der Produkte, ihre Vorteile und Mängel und die weiteren Bedürfnisse

(Fortsetzung Seite 15)

HLW

Wir bringen das gute, würzige

ZÜRCHER BIER

BRAUEREI A. HÜRLIMANN A/G ZÜRICH
LÖWENBRÄU ZÜRICH AG. ZÜRICH
BRAUEREI WÄDENSWIL, WEBER & CIE.

Die demokratischen Unfreiheiten

Nicht nur in Augustreden vernimmt man gerne und oft das Loblied von unseren »demokratischen Freiheiten«, oder andersrum gedreht, von unserer »freiheitlichen Demokratie«. Die Folge davon ist, dass jeder rechte Schweizer die Ueberzeugung hat, Freiheit und Demokratie gehören unlösbar zusammen. Das eine sei ohne das andere undenkbar.

Mancher Leser wird einen Schock bekommen, wenn er merkt, dass dem leider gar nicht so ist. Freiheit ist denkbar ohne Demokratie; aber das interessiert uns weniger. Ans Läbige geht es, wenn die Demokratie selber freiheitsfeindlich wird. Dafür gibt es handgreifliche Beispiele rund um uns herum; viele wollen sie nur nicht sehen.

Der **Aerztestreik in Belgien** sollte allerdings jedem die Augen geöffnet haben. Ein nach allen Regeln der Demokratie zustande gekommenes Gesetz (Lex Leburton genannt) führte zu einer kleineren Revolution im Gesundheitsdienst. Und warum? Das Gesetz brachte schwere Einbrüche in die ärztliche Schweigepflicht. Aerzte, die sich weigern, gegenüber Funktionären der Verwaltung das Arztgeheimnis zu brechen, werden mit Busse und Gefängnis bedroht. Das Gesetz verfügte ferner die Einführung einer Art Gesundheitsbüchleins für alle Krankenkassen-Patienten, in welchem bald jede Amtsstelle hätte nachlesen können, wo und wann man schon einmal mit dem Arzt zu tun gehabt hatte. Ferner sollen die Aerzte in die staatliche Zwangsjacke gesteckt werden, mit vorgeschriebenen Verträgen und vorgeschriebenen Tarifen. Die freie Arztwahl steht nur noch auf dem Papier, weil in kritischen Fällen die Krankenkassen entscheiden können, welcher Arzt von einem Kassenpatienten aufgesucht werden muss.

Sagen wir es noch einmal: Das alles ist nach Recht und Gesetz der belgischen Demokratie beschlossen worden. Aber mit Freiheit hat das nichts mehr zu tun. Weder die Freiheit des Arztes, noch die Freiheit des Patienten wird hier noch respektiert. Ja nicht einmal vor den ursprünglichsten Rechten der Person wird Halt gemacht, wonach Krankheit, Leiden und Schmerzen, seelische und körperliche Schwächen der **Privatsphäre** angehören und niemand, ausser dem Richter, uns zwingen kann, sie gegenüber Dritten zu offenbaren.

Trumpf Buur

Solche Dinge passieren nicht nur in Belgien. Wir haben in der Schweiz eine Auseinandersetzung um das **Kranken- und Unfall** versicherungsgesetz hinter uns, bei welcher es nicht an gelungenen und misslungenen Versuchen gefehlt hat, die Freiheit der Aerzte und der Patienten zu knebeln.

Die Freiheit ist nicht nur im Bereiche der Gesundheitspolitik bedroht. Wer Augen hat, zu sehen, erblickt die Gefahr täglich und überall. Die Mehrheit, welche in der Demokratie regiert, steht immer wieder vor der Versuchung, die Minderheit zu vergewaltigen, indem sie ihre Freiheiten beschneidet. Und oftmals ist diese Mehrheit nicht einmal eine richtige Mehrheit. Bei Stimmbeteiligungen von 40 Prozent **befiehlt sogar an der Urne eine Minderheit** von Bürgern der Mehrheit. Allerdings dürfen die Stimmabstinenten sich zuletzt darüber beklagen.

Wichtig ist, dass jeder die Gefahr sieht, dass jeder sich bewusst wird, dass die Demokratie nur freiheitlich **ist** und freiheitlich **bleibt**, wenn **wir selber** sie immer wieder und bei jeder Gelegenheit zwingen, die Freiheit zu respektieren.

Aktion für freie Meinungsbildung, Zürich 32

20 — 50 Fr. Belohnung demjenigen . . .

der mir eine Adresse mit Erfolg angeben kann und einen Hellseher oder Hellseherin, oder sonst eine Person nennen kann, die über geheime geistige Kräfte verfügt, um einen gestohlenen Geldbetrag entlarven oder lüften zu können, evtl. den Dieb mit Namen nennen kann. Strengste Diskretion wird zugesichert!

Eilofferten erbeten an Chiffre . . .

WIE EINE ZEITUNG ENTSTEHT

Die Inseratenabteilung

Kleiner TA-Quiz

1. Wieviele Inserate erschienen im TA vom 1. Januar bis 31. Mai 1964 und wie manchmal?
2. Was kostet das kleinste Inserat im TA?
3. Was kostet eine ganze Seite im TA je 1000 Auflage?
4. Wieviele Seiten umfasst ein Exemplar des TA durchschnittlich?

Nicht immer gibt sich das Unbeholfene und Naive so plump. Was dem Leiter unserer Inseratenabteilung zur Ueberprüfung nach den Massstäben einer freiwilligen Selbstzensur oder nach den Vorschriften des Gesetzes zugeleitet wird, trippelt meist in feineren Schühlein daher. Mancher Leser würde sich kaum schockiert fühlen, folgendes Inserat in seiner Zeitung zu lesen:

Angestellter, Anfang 40, wünscht

Bekanntschaft

mit netter, couragierter Tochter, die sich auf Zeltreisen wohlfühlt.

Bildzuschriften erwartet unter Chiffre . . .

Dennoch hat diese Annonce den Argwohn des Auftragsbearbeiters erweckt und der Abteilungsleiter wird dem Inserenten vorschlagen, den Text leicht abzuändern, zumindest »zwecks späterer Heirat« anzufügen — oder es eben bleiben zu lassen.

Was sucht sich nicht alles »auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege«! Damen des horizontalen Gewerbes möchten sich immer wieder mit neuer »Firmenbezeichnung« und Adresse in den Reihen der seriösen Massageinstitute einnisten, »Amateure« sind auf der Jagd nach »Fotomodellen«, waghalsige junge Damen sehnen sich nach »Gratis«-Ferien mit Sportwagenbesitzern, ältere Herren finden ihre feudale Wohnung für sich allein plötzlich zu gross und möchten das Separatzimmer mit einer Dame ohne Anhang, nicht über 30, beleben. Und alle bitten sie um »Nur seriöse Anfragen an Chiffre«. Aber auch die rein geschäftlichen Inserate bedürfen einer sorgfältigen Prüfung. Offene Preisvergleiche mit Konkurrenzfirmen oder Angaben von »Spitzenlöhnen« bei Stelleninseraten sind nicht erwünscht. Das neue Gesetz über Abzahlungsgeschäfte enthält Vorschriften, die noch längst nicht allen Inserenten geläufig sind.

Die meisten Manuskripte gehen per Post ein, oft durch die Vermittlung einer Annoncenexpedition. In der Stadt Zürich machen viele Inserenten von der Möglichkeit Gebrauch, am Schalter an der Werdstrasse oder bei einer unserer Filialen vorzusprechen, andere lassen sich von einem unserer Akquisiteure beraten.

Ein Inserat durchläuft administrativ im wesentlichen zwei Stationen: Eingangs- und Auftragsbearbeitung. Der interne Auftragsbearbeiter versieht das Manuskript mit einem Formular, auf dem die Grösse, alle Erscheinungsdaten, Plazierungs- und andere Wünsche vermerkt sind. Durchschläge dieses Formulars wandern in die Auftrags- und Kundenkartei, veranlassen, dass Belegsexemplare verschickt und — wo keine Vorauszahlung geleistet wurde — Rechnung gestellt wird. Auf Vorauszahlung wird natürlich besonders geachtet, wenn jemand etwas »wegen Abreise ins Ausland« per sofort zu verkaufen hat, oder wenn der Kunde nicht bekannt ist und der Inhalt des Inserates auf wenig Pingge schliessen lässt.

Hat das Manuskript diese Instanz hinter sich gebracht, wird es in die Setzerei weitergeleitet, wo der Arbeitsvorbereiter alles notiert, was der Setzer wissen muss (Schrift, Gestaltung).

Inserate sind das finanzielle Rückgrat einer Zeitung. Im Kampf um den Zeitungsspiegel (der die Verteilung von Text und Reklamen in der nächsten Ausgabe festhält) neigen Redaktoren allerdings dazu, diese enorm wichtige Tatsache oft zu vergessen, was zu Scharmützeln zwischen dem Chefredaktor und dem Disponenten führen kann. Der Disponent bestimmt den täglich variierenden Umfang der Zeitung und ist für die Gestaltung des Inseratenteils verantwortlich – eine nicht leichte Aufgabe, wenn man bedenkt, dass der Inseratenteil unserer Zeitung durchschnittlich rund 50 Seiten umfasst.

Quiz-Resultate

1. Etwa 90 000 Inserate, die durchschnittlich zweimal erschienen.
2. Das kleinste Inserat im TA umfasst zwei Doppelzeilen (Fliessatz), ist sechs Millimeter hoch und kostet Fr. 5.40.
3. Der Preis einer ganzen Seite je 1000 Exemplare beträgt Fr. 8.30 bis Fr. 11.90 je nach Rabatt.
4. In den ersten fünf Monaten des Jahres 1964 = 63 Seiten

Der

— — Ihre Zeitung!

Aus couleurstudentischen Kreisen

Student und Militär

Zwei Stimmen zu einem Thema

Einleitung

Im nachstehenden Artikel soll versucht werden, einige Gedanken festzuhalten, die das Verhältnis »Student und Militär« kennzeichnen. Zur Hauptsache beschränke ich mich auf eigene Erfahrungen und somit auch auf die heutige Situation. Die Einflüsse der Zivilisation und der Hochkonjunktur werde ich aus meiner persönlichen Sicht in die Betrachtung einzubeziehen suchen, so dass ich unter diesen Annahmen eher in der Lage sein werde, eine Diskussionsgrundlage zu vermitteln, als eine objektive Bilanz zum obenstehenden Thema zu ziehen.

Allgemeines

Es ist schwierig zu beurteilen, welch positive Wirkung das Prinzip der allgemeinen Wehrpflicht auf die Erziehung und auf die Persönlichkeitsentwicklung des Schweizer Bürgers ausübt und wieweit es unsere Einstellung zum Staate fördert. Sicher ist der Einfluss nicht gering zu schätzen, besonders wenn man noch den sozialpolitischen Gesichtspunkt miteinbezieht und sich darüber Rechenschaft gibt, dass in Rekrutenschulen junge Männer aus allen Volksschichten und Berufszweigen zu einem erzwungenen »Teamwork« zusammengefasst werden. Für den Studenten bedeutet dies, sich nach seiner Stellung in der Gesellschaft zu fragen und die nötige Achtung für den andern aufzubringen.

Die Stellung in der Rekrutenschule

Wenn auch mit Verallgemeinerungen ein Sachverhalt nur grob charakterisiert werden kann, so bringen sie doch den Vorteil mit sich, dass komplexe Probleme auf einfacher lösbare Fragen zurückgeführt werden können. Diese Ueberlegung erlaubt mir hier die Annahme, dass der Student im Durchschnitt mehr zum Individualisten neigt, dass er aber seiner längeren Schulausbildung wegen in der Persönlichkeitsentwicklung seinen Altersgenossen meist nachsteht. Es dürfte deshalb in vielen Fällen zutreffen, dass ein junger Akademiker durch den Kontakt mit gleichaltrigen Kameraden aus anderen Berufsrichtungen eine neue Beziehung zu seinem Studium gewinnt.

Meiner Meinung nach ist die Anpassungsfähigkeit und die Bereitschaft, sich einzuordnen, in jüngeren Jahren grösser. Dies scheint mir ein Grund dafür zu sein, dass ein Hinausschieben der Rekrutenschule aus Studiengründen nicht ratsam ist und die militärische Ausbildung über die Rekrutenschule hinaus zeitlich zusammenhängend weitergeführt werden sollte, bis dann auch das Studium ohne Unterbruch bis zum Bestehen von Zwischenexamen vorangetrieben werden.

Der Student und die militärische Weiterausbildung

Es spielen hier sicher mehrere Gesichtspunkte eine Rolle. In der heutigen Zeit mit hohem Lebensstandard fällt es schwer, die Notwendigkeit der militärischen Anstrengungen einzusehen. Abgesehen davon verlockt die Hochkonjunktur dazu, möglichst bald und viel zu verdienen. Wenn dann zusätzlich noch berücksichtigt wird, dass dem Studenten durch den Militärdienst Schwierigkeiten erwachsen, ohne grosse Zeiteinbusse wieder in den Rhythmus der Ganz- oder Halbjahreskurse an den Hochschulen einzusteigen, dass die berufstätigen Kameraden dagegen den vollen Lohn oder doch einen guten Lohnausgleich erhalten oder dass einfach die beruflichen Interessen die militärischen überwiegen, dann ist es nicht verwunderlich, wenn auch fähige Akademiker sich nicht zur militärischen Weiterausbildung entschliessen können. Allerdings ist es richtig, dass durch diese äusseren Umstände die Opferbereitschaft von selbst eine Prüfung erfährt, sonst bestünde erst recht die Gefahr, dass die militärische Weiterausbildung auf Grund nichtmilitärischer Motive gefördert würde. Wo der goldene Mittelweg liegt, ist hingegen Ermessensfrage.

Obwohl die militärische Weiterausbildung Opfer verlangt, so erwächst doch demjenigen, der aufgerufen wird und sich dazu bereit findet, der Vorteil, dass er mit Fragen und Problemen in Berührung kommt, die er schwerlich in seinem zivilen Tätigkeitsbereich im selben Umfang antrifft und die seine Persönlichkeitsentwicklung begünstigen.

Der Student als Vorgesetzter und Untergebener

Der Themenkreis »Vorgesetzter und Untergebener« ist zu gross, um hier erörtert werden zu können. Ich beschränke mich deshalb darauf, einige Gedanken aufzugreifen, die dem Umstand Rechnung tragen, dass Studenten in beide Funktionen hineingestellt sind. Bekanntlich ist jeder Vorgesetzte gleichzeitig Untergebener, der Untergebene aber nicht notwendigerweise auch Vorgesetzter.

Der Student als Vorgesetzter wird in der Regel verhältnismässig jung seine Funktion auszuüben haben. Die Gelegenheiten, sich zuvor im Umgang mit Menschen einige Erfahrungen zu sammeln, sind eher bescheiden. Zwar verfügt er über mehr und andersgeartete militärische Kenntnisse als sein Kollege in der Stellung des Untergebenen und hat sich über bestimmte Charaktereigenschaften und Fähigkeiten ausweisen müssen. Die intellektuellen Fähigkeiten des Studenten, wenn er den niedrigeren Grad bekleidet, sind zum mindesten gleich gross, gelegentlich wohl auch grösser als diejenigen seines Kollegen und Vorgesetzten. Diese Tatsache könnte den betreffenden Untergebenen davon abhalten, sich in seine eigene Aufgabe hineinzufinden und in seiner Kritik am Vorgesetzten objektiv zu bleiben. Es ist dabei zu beachten, dass bei übertriebener Kritik andern gegenüber oftmals die eigene Pflicht vergessen wird.

Schliesslich geht es um eine Idee – die Idee der Wehrhaftigkeit – welche an Vorgesetzte wie Untergebene ihre Forderung stellt und der gegenüber die persönlichen Faktoren zurücktreten müssen.

Die Einstellung der Studenten zu militärischen Belangen ist wohl entschiedener getrennt in bejahend und ablehnend als bei Leuten aus anderen Volksschichten.

Peter Haldimann, Helvetia

★

»Student und Militär« sei das Motto der wenigen Gedanken, die in unserer Spalte des »Zürcher Studenten« Platz finden sollen. Dass dieses Thema nicht nur einen Abschnitt, sondern eher die ihres Umfangs wegen berühmte New York Times zu füllen imstande wäre, kann niemand ausser vielleicht »notre Paul« bestreiten. Dafür ist er ja auch der Mann, welcher in der verworrensten Situation absolute Ruhe bewahrt und uns Schweizern mit Hilfe einiger Zahlen nach Art eines Grandseigneurs trotz allem den kürzesten, direktesten und zweifellos richtigsten Weg weist.

Diese löbliche Ruhe zu bewahren ist auch für uns Studenten jeweils nötig, besonders dann, wenn einmal, womöglich aber zweimal im Jahr Papa Staat sich seiner Stimme erinnert und uns eine kleine braune Karte ins Haus flattern lässt.

Besonders ungünstig für eine positive Resonanz wirkt sich in vielen Fällen der Zeitpunkt aus, in welchem uns eine solche Karte erreicht. Steht man beispielsweise kurz vor einem der berüchtigten »Prope« oder »Vordip« und ist sehr verständlicherweise in Zeit- und anderen Nöten, so ist eine solche Karte nicht dazu geschaffen, das ohnehin schon tiefe Stimmungsbarometer auf Hoch steigen zu lassen. Im Gegenteil, derartiges kann dann zu Affekthandlungen führen, die glücklicherweise mehr oder weniger nur familien- oder bei uns verbindungsintern spür-, hör- und sichtbar werden. Dies geschieht in der Regel so, dass der Betroffene nach ausgiebigem Besuch des Stammlokals seinem Weltschmerz zu würdiger Stunde in Form einiger dazu gleichsam prädestinierter Lieder Ausdruck gibt. Doch ist in Zürich genügend dafür gesorgt, dass derartige Schmerzkonzerte nicht eine Minute zu lange dauern, weil sie der Laie unglücklicherweise nicht von Freudenausbrüchen unterscheiden kann. In diesen Fällen bilden dann Bevölkerung, Taxifahrer und Polizei eine nie gekannte Einheit, und dem von allen Seiten bedrängten Studenten, wenn er sich in Farben befindet, bleibt dann nichts anderes übrig, als diese möglichst rasch verschwinden zu lassen und sich lediglich als trinkfreudiger Philister auszugeben; aus Stolz scheut er davor zurück, der Polizei die wahren Gründe für sein Verhalten anzugeben.

Der Grund der weitverbreiteten Antipathie des Studenten dem Militär gegenüber ist darin zu suchen, dass der Militärdienst *der* störende Faktor für das studentische Leben ist. Er hat beim Aufstellen des Studienplans für jeden grosse Bedeutung und gipfelt im Problem: Wann absolviere ich den Dienst, damit mir nur eine möglichst kurze Zeit für das Studium verlorengeht?

Alle diejenigen, die mir solche Erwägungen als jedem studentischen Denken fremd übelnehmen, möchte ich gerne fragen: Seid ihr bereit, ohne Rücksicht auf die Semestertermine einzurücken, wann immer das Vaterland ruft? Bei mir wird das jedenfalls kaum je der Fall sein, und während meines Studiums werde ich zwischen Verschieben und Sich-Dreinschicken immer das jeweils kleinere Uebel auswählen.

Dabei tönt das Wort »Verschieben« an sich ganz schön. Aber jeder, der selbst schon in dieser Situation war, ist oder sein wird, kann erleben, dass die Absicht allein noch lange nicht genügt. Da gilt es nämlich zuerst nach einigermassen stichhaltigen Gründen zu suchen oder diese zu erfinden, in einem höflichen Schreiben an das EMD zu senden und geduldig die Antwort aus Bern abzuwarten. Unter Umständen führt man in der Folge auch einmal einen regen Briefwechsel mit Bern; dies alles wohlverstanden unter Umgehung des Dienstwegs. Wer kräht schon danach?

Ueber allen diesen Einzelheiten – für jeden von uns sehr verschieden – steht noch der grosse Gegensatz zwischen Studentenleben und Militär selbst. Es ist der Gegensatz zwischen studentischer Freiheit und militärischem Zwang. Diese zwei Begriffe, an sich eine grosse Disharmonie bildend, müssen unter einen Hut gebracht werden. So sind zwischen dem aufbietenden EMD und dem Studenten Kompromisse nötig, und ein gesundes Gleichgewicht wird auch ferner gefunden werden, wenn wie bis anhin beide Kontrahenten ihre Möglichkeiten nicht übertreiben und einander einiges Verständnis entgegenbringen.

Peter Zellweger v/o Game
Rhodia Turicensis

Seite der Wissenschaft

(Fortsetzung von Seite 13)

und Wünsche der Kundschaft von Grund auf kennen. Sie stellen in dieser Beziehung die Augen und Ohren der Forschungsabteilungen dar, welche von der Applikation her Anregungen zur Bearbeitung neuer Produkte und Arbeitsgebiete erhalten. Um diese Aufgabe zu erfüllen, müssen die betreffenden Herren viel reisen. Ihre Arbeit ist geteilt zwischen ihrem Laboratorium und zwischen der Kundschaft aller Kontinente.

7. Der Chemiker im Verkauf

Viele der von der chemischen Industrie verkauften Produkte gehen nicht direkt an das kaufende Publikum. Farbstoffe, Pigmente, Textilhilfsmittel, Gerbstoffe, Kunststoffe und Zusätze für Kunststoffe, für Schmiermittel oder Seifen, ferner Antioxydantien, Strahlenschutzmittel, Konservierungs- und Desinfektionsmittel usw. gehen an die solche Stoffe weiterverarbeitenden oder verbrauchenden Industriebetriebe, welche häufig wiederum von Chemikern geleitet werden. Die Pharmazeutika werden an Aerzte, Spitäler oder Apotheken verkauft, welche sie in ihrem Wirkungskreis in Kenntnis der Eigenschaften und Nebenwirkungen den Konsumenten abgeben oder verschreiben. Alle diese Kunden verlangen in erster Linie eine technisch einwandfreie Beratung und Aufklärung. Daher benötigt der Verkauf die Mitwirkung von Fachleuten, die er meist in den betreffenden Applikationsabteilungen findet, welche aber auch direkt in die Verkaufsabteilung eingegliedert werden können. Sie verfassen die Anwendungsvorschriften und unterstützen den Verkauf in der Propaganda und in allen mit der Geschäftstätigkeit zusammenhängenden fachtechnischen Fragen.

Aus diesen Versuchen, die verschiedenartigen Möglichkeiten der Beschäftigung von Chemikern in der Industrie darzustellen, geht hervor, dass die Ausbildung des Chemiestudierenden mit Abschluss des Studiums nicht beendet ist. An der Hochschule erhält er den zu erlernenden Stoff vermittelt und wird — wie eingangs gesagt — maturus über das gesamte Gebiet der Chemie. In der Industrie übernimmt einesteils die Praxis die Weiterausbildung, anderseits aber muss der Chemiker diese bis zu seiner Pensionierung selbst verfolgen und durch seine persönliche Initiative weiter entwickeln, um in seinem Spezialgebiet maturus zu werden und ein anerkannter Fachmann zu bleiben.

Dr. W. Bossard

Vor u. nach dem Kolleg eine Erfrischung im
Café Studio
Zürich beim Pfauen

Coiffeur E. Hotz
Zürich 1
Rindermarkt 19
Für Studenten
Ermäßigung Haarschneiden
ausgenommen am Samstag
Dienstag den ganzen Tag geschlossen

Zelte
30 verschiedene Typen (auch Occasionen) warten auf Sie! Grosse Auswahl auch in Campingartikeln. – Günstig, da direkt ab Lager! Erstklassige Beratung.
W. Stadelmann & Co., Zürich 5
Zollstrasse 42 (beim HB), Telefon 44 95 14

TEA ROOM LUNCH ROOM
Wellenberg
AM HIRSCHENPLATZ
BEI DER ZENTRALBIBLIOTHEK
Studenten mit Legi auf Essen 10%

Otto Fischer AG.
Zürich 5
Fabrikation und Engroshaus elektrotechnischer Bedarfsartikel
Lieferung nur an konzessionierte Firmen

TABAK Schrämli
das alte gute Spezialgeschäft
beim Poly

Chemie
Vorbereitung auf Propädeutikum, Vordiplom
Dr. Cantieni
Untere Zäune 21, Zürich 1
Tel. 34 50 77

Wir gewähren Kantonseinwohnern Vorschüsse für
Möbelkäufe auf Abzahlung
Mindestanzahlung des Käufers 20 %
Kein Teilzahlungszuschlag
Rückzahlung innert drei Jahren in monatlichen Raten
Zins nur 4 % netto im Jahr
ZÜRCHER KANTONALBANK
Hauptsitz Bahnhofstrasse 9
Zürich 1
Zweigstellen im ganzen Kanton

Haus der Uni-Kasse, Künstlergasse 15
Schallplatten
Tonbänder
Papeteriewaren
Kunstdrucke
med. Instrumente
antiquarische Bücher
zu studentischen Preisen

Der Buchhändler

stellt Ihnen seine Erfahrung
zur Verfügung
und bedient Sie zuverlässig

10% Rabatt
für Studenten mit Legi

Dürfen wir Sie zu unseren Gästen zählen?

Unibar	Universitätsgebäude
Erfrischungsraum	Zahnärztliches Institut
Erfrischungsraum	Tierspital
Karl der Große	Kirchgasse 14 (auch Gaststube 1. Stock)
Olivenbaum	Stadelhoferstraße 10 (auch 1. Stock)

Zürcher Frauenverein für alkoholfreie Wirtschaften

Demmig-Bücher

Vom Zählen bis zur Gleichung 1. Grades	DM 7.80	Arithmetik u. Algebra	DM 5.00
Von Proportionen bis zur Gleichung 2. Grades	DM 9.60	Differentialrechnung	DM 11.50
Vom Punkt bis zum Kreis	DM 6.50	Integralrechnung	DM 5.80
Von Koordinaten bis zu Funktionsgleichungen	DM 8.50	Differentialgleichung.	DM 4.30
Gleichungen der Geraden	DM 6.50	Statik starrer Körper	DM 11.50
Gleichungen von Kreis, Ellipse Hyperbel und Parabel	DM 8.50	Festigkeitslehre	DM 11.50
		Dynamik des Massenpunktes	DM 6.00
		Dynamik des Massenkörpers	DM 4.00
		Einführung in die Vektorenrechnung	DM 2.50

vermitteln grundlegende Kenntnisse in leicht faßlicher, prägnanter Darstellungsart. Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder per Nachnahme vom

Demmig Verlag Kom. Ges. – 61 Darmstadt-Eberstadt

Aus eigener Erfahrung

kennen wir die Sorgen vieler Doktoranden bei Drucklegung ihrer Dissertation.

Durch Zahlungserleichterung, technische Beratung und Rücksichtnahme auf Ihre Termine helfen wir Ihnen seit 18 Jahren bei der reibungslosen Abwicklung des Druckauftrages.

Deshalb Ihre Dissertation vom

Juris-Verlag

und

Juris-Druck

Dr. H. Christen, Zürich 1
Basteiplatz 5, Tel. 27 77 27

SWISSAIR

sucht Studenten für Aushilfe in den

Semesterferien

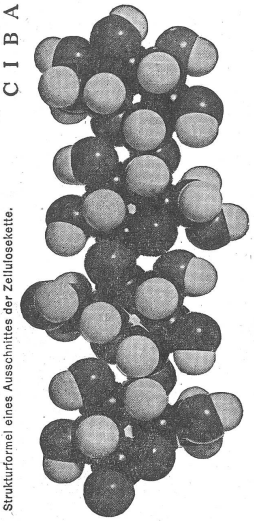
oder jeden

Samstag

zum Beladen und Entladen der Flugzeuge auf dem Flugplatz Kloten (Zürich).

Interessenten melden sich bitte beim Personaldienst, Postfach 929, Zürich 1,
Tel. 84 21 21, intern 3132

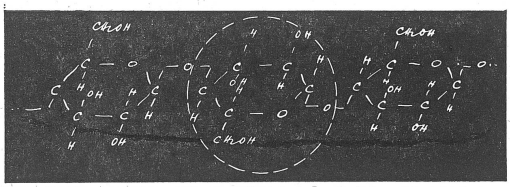
CIBA



Strukturformel eines Ausschnittes der Zellulosekette.

Seit jeher war es das Ziel der Farbenchemie, Farbstoffe zu finden, die sich mit den zu färbenden Substraten möglichst haltbar verbinden. Die in der CIBA vor einigen Jahren entwickelten Cibalanbrillantfarbstoffe sind befähigt, mit der Wollfaser eine chemische Verbindung einzugehen. Angesichts der grossen Verbreitung zellulosehaltiger Textilien ist es von noch grösserer Bedeutung, auch für diese Fasern ähnliche Farbstoffe zu schaffen. Das Problem blieb lange offen; seit Jahrzehnten bemühten sich Farbenchemiker, eine praktisch brauchbare Lösung zu finden. Mit der Entwicklung der Cibacronfarbstoffe ist nun auch in dieser Richtung ein entscheidender Schritt getan. Färben und Bedrucken von Zelluloseartikeln stehen fortan vor ganz neuen, vielversprechenden Möglichkeiten. Ausser durch die Leuchtkraft und die Brillanz ihrer Töne zeichnen sich die Cibacronfarbstoffe durch hervorragende Wasch- und Lichtechtheiten aus.

Ruf und Ansehen der CIBA in allen ihren Arbeitsgebieten beruhen auf Tradition und den Errungenschaften einer zielbewussten Forschung.



academia suiza
Calle Reus 20 Barcelona

Erste schweiz. **Spanischschule** für Ausländer in Spanien (gegründet 1953). Internat. Beteiligung. **Diplomkurse** 3—9 Monate (nächster Beginn 3. 7.). **Ferienkurs** 10. 8. bis 27. 9. **Monatskurse.** Gratisprospekt durch das Auslandssekretariat:

Suizac, Salstr. 39, Winterthur 1, Tel. (052) 2 48 23.

español

OLYMPUS «E»

Hochleistungs-Mikroskope

Olympus fabriziert Mikroskope **seit 1919**

Jedes Modell weitgehend ausbaufähig.

Beste Referenzen und schweizerisches Attest über Optik und Mechanik.

Preise ab Fr. 776.50 (Monokular)

Sofort ab Lager lieferbar.

Vorbildlicher Service in der ganzen Schweiz.

Zentralstelle der Studentenschaft
Haus der Uni-Kasse, Künstlergasse 15